



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Am Tisch des Henkers

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2.15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Am Tisch des Henkers

John Sinclair Nr. 407

von Jason Dark

erschienen am 22.04.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Am Tisch des Henkers

»Grandpa, ich bin happy!«, jubelte Mary Thompson und fiel ihrem Großvater um den Hals.

Der weißhaarige Mann mit dem gepflegten Oberlippenbart lächelte. In seinen Augen glitzerte es verdächtig. Die Enkelin Mary war sein ganzer Stolz.

»Nur gut, dass du nicht Opa gesagt hast«, brummte er und versuchte, seiner Stimme einen strengen Klang zu geben.

»Das bist du doch nicht.«

»Kleine Schmeichlerin, tu nicht so entrüstet.« Thompson drückte seine Enkelin zurück.

»Aber wieso?«

»Ich bin über siebzig!«

»Na und? Aber prächtig dabei.« Mary, dreiundzwanzig Jahre jung, zwinkerte ihm zu. »Ich kann mich daran erinnern, dass so manch ältere Dame dir mehr als einen Blick zugeworfen hat. Du bist schließlich ein gefragter Witwer.«

Leroy Thompson grinste ungläubig.

»Doch.« Heftig nickte das blonde Mädchen. Mary trug ein schickes Kleid mit Blumenmuster. Sie hatte es selbst genäht. Sie war tatsächlich zwischen all den eleganten Roben der übrigen und auch älteren Gäste aufgefallen. So war sie nun mal. Nur nicht mit der Masse schwimmen. Wie auch ihr Großvater, den sie als kleines Kind schon hatte um den Finger wickeln können.

Leroy Thompson blickte auf seine Uhr. »So, meine Liebe, es wird Zeit für dich.«

»Wieso?«

»Das ist deine Verlobung, falls du es vergessen haben solltest. Man wartet auf dich.«

»Meinst du Fred?«

»Unter anderem.«

Sie winkte ab. »Der ist mit seinen alten Kumpanen zusammen. Die trinken auf vergangene Zeiten.« Sie lächelte ihren Großvater an.

»Von so etwas müsstest du doch auch eine Ahnung haben, oder nicht?«

»Naja.«

Mary hauchte ihrem Großvater einen Kuss auf die Stirn »Erzähl mir nichts und staple auch nicht tief. Ich weiß es von deiner Tochter. Du warst früher nicht eben einer, der an den Genüssen des Lebens vorbeigegangen ist. Warum auch?«

»Ja, warum auch, meine kleine Mary? Ich wünsche dir jedenfalls, dass alles, was du dir wünschst, einmal in Erfüllung geht. Wie ich hörte, wollt ihr viele Kinder?«

»Ja, mindestens drei.«

»Dann streng dich an.«

»Nach dem Studium. Außerdem hat Fred seine eigenen Pläne. Er will sich ja selbstständig machen. Die Computerbranche ist noch immer ausbaufähig.«

»Bestimmt.«

»Kommst du gleich nach?«, fragte Mary, als sie auf dem Absatz herumwirbelte.

»Ich werde sehen, was sich machen lässt.«

An der Tür blieb sie noch einmal stehen. »Bitte, komm mit, Grandpa.«

»Warte noch ein paar Minuten, ich mache mich unten im Keller nur noch eben frisch.« Der Mann wartete, bis seine Enkelin die Tür hinter sich geschlossen hatte. Das frische Lächeln auf seinem Gesicht nahm

einen etwas traurigen Ausdruck an. Wenn er Mary sah, dachte er daran, wie doch die Zeit verging. Ihm blieben nicht mehr viele Jahre, die er noch genießen konnte. Aber er hatte ja ein Leben hinter sich, von dem die meisten nur träumen konnten.

Das große Haus, in dem gefeiert wurde, gehörte auch ihm. Es war inzwischen einiges wert. Langsam drehte er sich um und schob seine Hände in die Taschen der Smokinghose. Es waren nur ein paar Schritte bis zu den Toilettenräumen. Er stieß die erste Tür auf, betrat den Vorraum, schaute in das kalt wirkende Licht der Leuchtstofflampe und bemerkte die Reflexe, die auf dem Fliesenboden tanzten.

Er sah noch immer gut aus für dreiundsiebzig. Enorm in Form konnte man da sagen. Die Thompsons gehörten zu einem zähen Schlag, und sie hatten ihren eigenen Kopf. Das war bekannt. Was sie nicht wollten, das wollten sie nicht. Da gingen sie mit dem Kopf durch die Wand. Und Mary gehörte auch zu diesem Schlag.

Vor einem Waschbecken blieb er stehen. Hier war nichts von dem Lärm zu hören, der in der großen Halle tobte. Das Klingen der Gläser, die Musik, der Stimmenwirrwarr, dies alles schien sich auf einem fremden Planeten abzuspielen.

Thompson drehte den Hahn auf, ließ Wasser in seine zusammengelegten Hände laufen und schleuderte es in sein Gesicht.

Mehrere Male wiederholte er dies, nur so konnte er sich richtig erfrischen. Dann griff er zum Handtuch, presste den weichen Stoff gegen seine Haut und merkte plötzlich, dass etwas nicht stimmte.

Das Licht war verloschen! Wer hatte das getan?

Leroy Thompson schüttelte den Kopf, wunderte sich und drehte sich zur Tür um.

Dort stand niemand.

Das hätte er trotz der Dunkelheit bemerkt, wenn es anders gewesen wäre, denn unter der Tür her fiel ein Streifen Licht.

Leroy Thompson runzelte die Stirn. Es kam eigentlich nur ein Kurzschluss für diesen Zustand in Frage, und der hatte genau diese Räume der Toiletten und Waschsäle erwischt.

Leroy Thompson schüttelte den Kopf. Das war unangenehm, aber kein Beinbruch. So etwas ließ sich schnell beheben. Er ging zur Tür, wollte Bescheid sagen und schaffte genau drei Schritte, als ihn die flüsternde Stimme stoppte.

»Bleib hier, Thompson!«

Leroy blieb stehen. »Meinen Sie mich?«, fragte er schlagfertig.

»Siehst du einen anderen?«

»Nein.«

Thompson runzelte die Stirn. Von ihr aus fand ein Schweißtropfen seinen Weg zum Kinn. »Darf ich mir die Frage erlauben, wer Sie sind und wo Sie sich aufhalten?«

»In deiner Nähe.«
»Okay, das weiß ich. Aber wer sind Sie?«
»Überlege mal genau. Kennst du meine Stimme nicht?«
Leroy Thompson hob die Schultern. »Momentan kann ich damit nichts anfangen.«
»Nachdenken.«
»Tut mir Leid.«
»Weiter zurück, Leroy. Noch weiter, als dir eigentlich lieb sein kann. Ich gebe dir ein Stichwort: Indien.«
Leroy Thompson hatte grinsen wollen, aber das verging ihm. Indien war ein Thema, auf das er nicht gern angesprochen werden wollte. Das lag lange zurück. Zu viele Erinnerungen hingen daran.
Gute und auch verdammt böse.
»Indien ist vorbei.«
»Für mich nicht.«
Thompson holte tief Luft. »Verdammt noch mal, wer bist du denn? Ich kann dich nicht sehen.«
»Dafür hören.«
»Na und?«
»Leroy Thompson. Ich will von dir etwas. Von dir und deinen anderen beiden Freunden. Kannst du dir jetzt denken, wer ich bin?«
»Nein, noch immer nicht.« Die Antwort klang ärgerlich, denn der Mann fühlte sich auf den Arm genommen. Vielleicht hätte er die Waschräume längst verlassen, wenn der andere ihn nicht auf Indien angesprochen hätte. Denn da gab es einige Dinge, die hatte er nicht einmal seiner Tochter erzählt. Zudem hatte der Unsichtbare von seinen beiden Freunden erzählt. Da konnte er eigentlich nur Sir Reginald Clifton und Arthur Kennon Drinkfield gemeint haben.
»Fällt es dir ein?«
»Nein, ich warte noch.«
Der andere lachte. »Hat sich denn meine Stimme so stark verändert, oder bist du alt geworden?«
»Wahrscheinlich beides.«
»Ja, das wird es sein.« Wieder hörte Leroy das Lachen. »Aber es ist nichts vergessen worden. Ich habe alles behalten und in meiner Erinnerung gespeichert. Ich muss mich jetzt zeigen, man zwingt mich dazu. Du wirst auch gleich mehr spüren, Leroy. Bleib so stehen, bleib nur so stehen wie jetzt.«
Obwohl Thompson nicht zu den Befehlsempfängern zählte, tat er doch, was man ihn geheißen hatte. Er grübelte über die Stimme nach und darüber, wo er sie schon einmal gehört hatte.
Das war ein kaum zu identifizierendes Flüstern gewesen. Musste er diesen Mann tatsächlich kennen?
Er sah nichts, und er hörte auch nichts, aber etwas befand sich hinter

ihm. Ob es der Mensch war, der mit ihm gesprochen hatte, konnte er nicht sagen, jedenfalls fühlte sich Leroy Thompson nicht eben wohl in seiner Haut. Das merkte er auch an dem Schauer, der über seinen Rücken rann.

»Ich bin bei dir, ganz nahe, Leroy Thompson. Deine Vergangenheit hat dich eingeholt.«

Jetzt wollte es der Mann wissen. Umdrehen und…

Er kam nicht mehr dazu.

Urplötzlich lag etwas Kaltes und auch Scharfes an seinem Nacken, und er verspürte einen kurzen, ziehenden Schmerz, als die Haut einriss und ein Blutstropfen aus der Wunde quoll. Unwillkürlich duckte er sich noch tiefer, seine Augen weiteten sich, verschwommen sah er seine Fußspitzen und vernahm wieder dieses raue, unheimliche Flüstern der anderen Gestalt.

»Was da in deinem Nacken liegt, ist ein Schwert, Leroy Thompson! Ein Schwert, verstehst du?«

»Ja!«, ächzte der Mann.

»Und jetzt denke nach. Indien, ein Schwert, der Auftrag, Leroy, den ihr drei mir gegeben habt.«

Thompson schwitzte plötzlich so stark, wie es selbst in den Tropen nicht der Fall gewesen war. Es war das schlechte Gewissen!

Mit kaum hörbarer Stimme fragte er: »Bist du der Henker?«

»Ja, der bin ich, Thompson. Und was da in deinem Nacken liegt, ist mein altes Mordschwert.«

Wieder hörte er das Pfeifen der Klinge, sah den Kopf des Verurteilten fliegen, vernahm auch das Grölen der Menge, die plötzlich schwieg, als es so weit war. Und er sah die Gesichter seiner Kameraden, die dem Schauspiel unbewegt zusahen und ihren Whisky dabei tranken. Sie hatten es getrieben, sie waren Schweine gewesen und gleichzeitig die Herren in ihrem Bezirk.

Blut war vergossen worden. Viel Blut, und oft genug das Blut unschuldiger Menschen.

Das Bild verschwand und trieb wieder zurück in die Erinnerung, wo es hergekommen war. Die Realität hatte Leroy Thompson wieder. Nach wie vor spürte er den kalten Druck des Schwertes in seinem Nacken, aber den Träger der Waffe sah er nicht.

»Erinnerst du dich nun, Leroy Thompson?« Es war dieser kalte Hohn in der Stimme, der Thompson fast bis an den Wahnsinn trieb.

Dabei wusste er genau, dass der Henker nicht mehr lebte. Er war einem Unfall zum Opfer gefallen, so jedenfalls lautete die offizielle Lesart. Gerüchte hatten allerdings von einer anderen Tatsache gesprochen. Es sollte eine Rache gewesen sein. Die Verwandten der Hingerichteten hatten sich auf furchtbare Art und Weise gerächt, doch das interessierte nicht mehr. Dieser kalte Druck der Schwertklinge war

viel schlimmer.
»Hast du alles verstanden?«
»Ja, aber nicht begriffen.«
»Das ist nicht schlimm.« Der Antwort folgte ein kurzes Lachen.
»Du brauchst nichts zu begreifen. Du und auch nicht die beiden anderen. Ich könnte dich jetzt töten, doch ich will etwas anderes. Ich möchte eine Einladung aussprechen. An dich und an deine beiden Freunde. Ihr wart ja so unzertrennlich damals. Bestimmt erinnerst du dich daran. Wenn nicht, kannst du deine beiden Freunde fragen. Sie leben und sind noch sehr munter, wovon ich mich mit meinen eigenen Augen habe überzeugen können. Setz dich mit ihnen in Verbindung.«
»Das werde ich tun. Und dann?«
»Kommt ihr an eine bestimmte Stelle.«
»Wohin?«
Jetzt ließ der Unsichtbare ein leises Lachen hören. »Ihr kennt das Gasthaus sehr gut. Bis vor drei Jahren habt ihr euch dort regelmäßig getroffen. Es war euer Stammtisch. Das Gasthaus ist geschlossen, ihr aber sollt euch noch einmal dort treffen. Und zwar am Stammtisch des Henkers. Kommt in zwei Tagen dorthin. Um zwanzig Uhr werdet ihr euch dort versammeln. Der runde Tisch, an dem ihr immer gesessen habt, existiert noch. Ich warte dort auf euch. Und hütet euch, nicht zu erscheinen.«
»Was passiert dann?«
»Blut würde fließen. Damit du siehst, dass ich nicht bluffe, werde ich eine Spur hinterlassen, die du nie in deinem Leben vergessen wirst. Denk daran, übermorgen um zwanzig Uhr.«
Nach dem letzten Wort verschwand der kalte Druck in Thompsons Nacken. Der Mann stellte sich aufrecht hin. Er tat es langsam, weil sein Rücken vom Bücken schmerzte.
Dann drehte er sich um.
Nichts war zu sehen, kein Henker, kein Schwert, und im nächsten Augenblick flackerte auch die Lampe an der Decke. Wenig später war es so hell, dass Leroy die Augen schließen musste.
Er fühlte sich mies. Schwindel hielt ihn gepackt. Auf seinem Gesicht lag der Schweiß. Das Herz hämmerte und pochte stark. In seinen Knien hatte sich eine selten gekannte Weichheit festgesetzt, und als er sich drehte, wobei er einen Blick in den Spiegel warf, erschrak er über sich selbst. Leroy hatte das Gefühl, einen Fremden zu sehen, so sehr hatte er sich in den vergangenen Minuten verändert.
Seine Haut war grau geworden, der Blick war starr, stumpf und leer. Er zitterte. Es war deutlich zu sehen, als er eine Hand hob und damit über sein weißes Haar strich.
Sie hatten ihn voll erwischt.
Wie ein Betrunkener wankte er vor, um sich an einer Kante des

Waschbeckens abzustützen. Dort blieb er stehen, beugte seinen Oberkörper vor und starrte in den Spiegel.

Nur allmählich kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. Doch sie wirkte unnatürlich. So rot glühten seine Wangen, als hätte man sie angestrichen.

Er zitterte. Sogar in den Schultern spürte er die Spannung. Zu allem Überfluss rebellierte sein Magen.

Hatte er das alles nur geträumt?

Nein, das war kein Traum gewesen. Er hatte die Gestalt des Henkers zwar nicht gesehen, aber es war jemand hinter ihm gewesen, der mit ihm geredet hatte. Und zwar der Henker. Ja, diese schreckliche Gestalt, die er sehr gut aus seiner großen Zeit in Indien kannte.

Der Henker.

Er schüttelte sich, als er daran dachte. Schon damals hatte diese Person nicht gerade zu seinen Freunden gezählt, aber sie hatten sie gebraucht, um Ordnung zu halten, und die drei, die sich die Macht teilten, hatten dies genossen.

Aber Indien war vorbei, lag Jahre zurück. Das Land stand nicht mehr unter britischer Besatzung. Die Sünden der Kolonialzeit verblassten allmählich, aber sie hatten ihn eingeholt.

Das konnte er nicht fassen.

Leroy Thompson räusperte sich. Seine rechte Hand rutschte in die Tasche, wo das Etui mit den Zigaretten steckte. Er holte es hervor, klappte es auf und bemerkte, dass seine Finger zitterten, als er sich ein Stäbchen nahm.

Kaum steckte es glimmend zwischen seinen Lippen, als er Schritte hörte, zusammenzuckte und einen Augenblick später die Tür aufgestoßen wurde. Einer der Verlobungsgäste stand auf der Schwelle.

Leroy Thompson kannte ihn nicht. Der junge Mann gehörte zu Marys Studentenclique, war modisch lässig gekleidet und hatte in sein dunkles Haar Gel geschmiert.

»Geht es Ihnen nicht gut, Sir?«, fragte er, als er Leroy mit einem besorgten Blick betrachtet hatte.

»Doch, alles okay.«

Er kam näher. »Was haben Sie denn?«

Der alte Mann lachte. »Fragen Sie lieber, was ich *hatte*.«

»Und was hatten Sie?«

»Lebensmut und Humor.« Er klopfte dem Frager auf die Schulter.

»Ich danke Ihnen.« Dann ging er und hielt sich im Gang dicht an der Wand, wo er seinen Weg kopfschüttelnd fortsetzte, denn er hatte den schweren Schock noch immer nicht überwunden.

Sollte er die anderen informieren? Sollte er es nicht tun? War alles nur ein Bluff gewesen?

Er wusste es nicht. Da half auch kein Grübeln. Er musste alles auf

sich zukommen lassen. Und er dachte dabei an die Warnungen des Henkers, die ihn tief getroffen hatten.

Gleichzeitig wunderte er sich, dass der Lärm der Feier nachgelassen hatte. Als Leroy die Tür erreichte und sie vorsichtig aufzog, entdeckte er den Grund.

Man hatte das Licht fast ganz ausgeschaltet und ging nun zum stimmungsvolleren Teil des Festes über. Leroy blickte auf seine Uhr.

Es war kurz vor Mitternacht. Zur Tageswende sollte die große Schau ablaufen, so hatten es sich die jungen Leute vorgestellt.

Das Haus der Familie war sehr groß. Im Wohnraum, der schon einer Halle glich, konnte hervorragend gefeiert werden. Man hatte ihn dafür unterteilt.

Auf der einen Seite, wo sich das von den drei Musikern verlassene Podium befand, hielten sich die jüngeren Gäste auf. Ihnen gegenüber standen die älteren.

Leroy gesellte sich zu ihnen. Er sah viele Bekannte. Eine aufgetakelte Frau sprach ihn an. Sie war eine entfernte Cousine.

»Wollen die Kinder tatsächlich diese Schau veranstalten?«

»Ja.«

»Ist das denn nicht gefährlich?«

»Ich bitte dich, Eliza, doch keine Wunderkerzen!«

»Ach so.«

Es war wie ein Stichwort. Plötzlich flammten dort, wo die jüngeren Gäste standen, zahlreiche kleine Feuer auf, und wenige Augenblicke später begann es schon zu sprühen, als die Wunderkerzen Feuer gefangen hatten. Ein regelrechtes Sternengewitter legte sich über die Köpfe der jungen Gäste.

Noch wurden die Wunderkerzen nicht bewegt, und Eliza stellte sich neben ihrem Cousin auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. »Das ist doch… ja, nein.«

»Was hast du denn?«

»Ich sehe deine Enkelin nicht.«

Leroy erschrak. Dann fiel ihm ein, dass Mary erst zum Höhepunkt der Aufführung erscheinen wollte, gewissermaßen als Königin. Darauf hatte sie sich am meisten gefreut. Immer mehr Wunderkerzen versprühten ihr Licht. Die jüngeren Leute überwanden die Distanz zu den älteren. Auch ihnen wurden Kerzen in die Hand gedrückt, und man bat sie, sich in einem Halbkreis aufzustellen.

Vor dem Podium standen sie nun. Dahinter befand sich ein Vorhang. Auf Marys Wunsch war er angebracht worden, damit er die nach ihrer Meinung hässliche Tür verdeckte.

Marys Mutter stand ganz außen. Sie war auch mal so hübsch wie ihre Tochter gewesen.

Der Verlobte hielt sich bei seinen Freunden auf. Er musste noch ein

Glas trinken.

Dann kam sie.

Der Vorhang bewegte sich. Die ersten Zuschauer fingen an zu klatschen, als Mary das Podium betrat. Auf ihrem Kopf befand sich ein Kranz aus brennenden Wunderkerzen.

Leroy Thompson drängte sich noch weiter vor und wusste selbst nicht, weshalb er das tat. Vielleicht wollte er sich kein Detail entgehen lassen. Und das war gut so. Er gehörte zu den wenigen, denen auffiel, dass mit Mary etwas nicht stimmte.

Sie kam, aber sie ging schwankend. Dabei sah es so aus, als hätte sie Mühe, das Podium zu besteigen. Die sprühenden Lichter auf ihrem Kopf bewegten sich, kippten von einer Seite zur anderen, rutschten, und plötzlich knickte das Mädchen ein.

Bevor irgendjemand reagieren konnte, fiel Mary. Sie hatte das Podium nicht mal richtig betreten können, kippte deshalb nach vorn und schlug hart gegen die Kante. An der Stirn wurde sie getroffen, und dieser Schlag schüttelte sie nicht nur durch, er schleuderte ihr auch gleichzeitig die ungewöhnliche Krone vom Kopf, die auf der Holzkante weiterrollte und erst am Rand liegen blieb.

»Licht, Licht! Verdammt, mach doch mal jemand Licht!« Leroy hatte es geschrieen. Mit wilden Bewegungen bahnte er sich seinen Weg. Es war ihm egal, ob er seine Gäste zu Boden schleuderte, er wusste genau, dass mit Mary etwas geschehen war. Siedend heiß war ihm wieder die Warnung des Henkers in den Sinn gekommen.

Er hatte versprochen, ein Zeichen zu setzen. War Mary dieser Beweis?

Leroy erreichte das Podium. Auch andere wollten helfen. Er scheuchte sie zur Seite, bis er den nötigen Platz hatte.

Thompson warf sich nach vorn. Er sah seine Enkelin auf dem Bauch liegen, und er sah das Blut, als plötzlich das Licht eingeschaltet wurde. Gnadenlos enthüllte der von der Decke hängende Kronleuchter jedes Detail, auch die schreckliche Wunde.

Leroy Thompson stützte sich mit beiden Händen auf. Sein Gesicht verlor sämtliche Farbe. Noch nie zuvor hatte er eine so starke Leere in seinem Innern gespürt. Er brauchte keinen Arzt, er wusste auch so, dass Mary nicht mehr zu helfen war: Dann öffnete er den Mund. Sein Schrei zitterte durch den großen Raum. Ein Ruf der Urangst, ein tierisches Brüllen, das sich in einem einzigen Namen artikulierte.

»Marrrryyyy!«

***

Wer das Märchen Schneewittchen kennt, wird sich bestimmt auch an den gläsernen Sarg erinnern, in dem das dunkelhaarige Mädchen nach seinem »Tod« gelegen hatte.

Auch ich wurde an diese Geschichte erinnert, als mich ein Auftrag zum Londoner Flughafen Heathrow führte, denn dort sollte tatsächlich ein gläserner Sarg mit einer Toten eintreffen.

Den Tipp hatten wir von Mandra Korab aus Indien erhalten. Er hatte mich angerufen und davon berichtet. Man hatte ein Mädchen in einem gläsernen Sarg gefunden. Das Mädchen war seit über vierzig Jahren tot, aber noch nicht verwest, und irgendjemand war auf die Idee gekommen, diesen Sarg nach England zu schicken.

Wer dahinter steckte, wusste Mandra Korab nicht. Wir hatten es ebenfalls nicht herausgefunden, aber diese Fracht musste ich mir einfach ansehen.

Wenn Mandra anrief, war zumeist etwas im Busch. Das hatte ich schon bei der Geisterdämmerung erlebt, denn dieser Fall war auch von ihm ausgegangen.

Suko hatte ich nicht mitgenommen. Er war im Büro geblieben und übte den Dreiklang der Innendienstbeamten.

Blätter knicken, abheften, den Ordner wegstellen!

Das tat er sogar relativ gern, denn es herrschte ein Novemberwetter, das man am besten vergaß. Nasskalt, mal Schnee, mal Graupel, dann wieder Regen, in der Nacht Glatteis.

Ich fuhr dementsprechend vorsichtig, trotzdem hatte ich keine schlechte Laune, denn in der letzten Zeit hatten wir einen kleinen Erfolg errungen.

Der silberne Dolch befand sich wieder in meinem Besitz. In Russland, in einer Knochengrube, die dem Götzen Baal als Opferstätte gedient hatte, waren er und ich zusammengetroffen. Und ich hatte gegen ihn einen Sieg errungen.

Den Dolch trug ich wieder bei mir, allerdings hatte er sich ein wenig verändert. Die Zeichen darauf waren verschwunden. Wie sich dies auswirken würde, wusste ich nicht. Mir war jedenfalls klar geworden, dass mein Dolch vor langer Zeit einmal Baal gehört hatte, ebenso wie dessen grünes Opfermesser, das unter der Kraft einer starken weißen Magie vergangen war.

Als der Verkehrsmoloch hinter mir lag, konnte ich schneller fahren. Zwar nicht rasen, aber ich kam an diesem Dienstag zügig voran.

Begleitet wurde ich von mächtigen Wolken, die das Blau des Himmels überdeckten. In der Ferne sah ich hin und wieder einen hellen Punkt aus den Wolken stoßen. Eine Maschine, die landen wollte.

Ich wurde überholt und überholte selbst. Schon bald sah ich die großen Hinweistafeln. Ich fuhr Richtung »Ankunft«, aber das war nicht mein eigentliches Ziel. Wahrscheinlich stand der gläserne Sarg bereits in einer der Frachthallen, nur kannte ich den Weg dorthin nicht.

Durch einen vorherigen Anruf hatte ich mein Eintreffen angekündigt. Ein gewisser Mr.. Madison erwartete mich und stand mir zur Verfügung. Er war ein Mensch vom Zoll.

Der Flughafen kam mir vor wie eine gewaltige Filmkulisse. Obwohl ich schon oft dort gewesen war, beeindruckte er mich immer wieder. Ich sah die weiten Hallen, den Tower, die landenden und startenden Maschinen sowie die Landebahnbeleuchtung, die bei diesem diesigen Wetter eingeschaltet worden war.

Ein herrliches Bild, das sich sehr bald verkleinerte, je mehr ich mich dem Gelände näherte.

Abermals folgte ich den Hinweisschildern und geriet in ein Gelände, wohin sich kein Flugpassagier verirrte. Es war der Frachtkomplex des Airports. Ihn liefen die gewaltigen Trucks an, die Fracht aus Übersee und Europa nahmen, um sie nach London zu transportieren.

Natürlich wurde ich kontrolliert. Ein gewaltiger Zaun friedete das Gelände ein. Die Wachtposten nahmen Hunde mit auf ihre Streifengänge. Ein Hund sah mich besonders böse an und zeigte mir seine Dolchzähne, während der Wachtposten meinen Ausweis kontrollierte.

»Sir, Sie wissen Bescheid?«

»Nein.«

Der Mann drehte mir seine Seite zu, ich streckte den Kopf aus dem herabgelassenen Wagenfenster und folgte mit meinen Blicken seinem ausgestreckten Arm. »Sie sehen dort drei Hallen, die parallel zueinander stehen. Dort müssen Sie hin.«

»Finde ich dort Mr.. Madison?«

»Ja. Sein Büro befindet sich jedenfalls dort.«

»Danke.«

Der Mann grüßte, ich konnte starten. Ich hielt mich auf der genau eingezeichneten Spur. Das war gut so, da ich nicht von entgegenkommenden Trucks unter die Reifen genommen werden wollte.

Je mehr ich mich den Hallen näherte, umso größer wirkten sie und die langen Rampen, vor denen die Wagen parkten. Es gab auch einen Abstellplatz für die großen Containerfrachten. Ihn musste ich umrunden und fand endlich zu meinem Ziel.

An der Vorderseite des Gebäudes stellte ich den silbergrauen Bentley zwischen den Fahrzeugen der hier arbeitenden Menschen ab. Eine Glastür führte zu einem kleineren Anbau, wo sich die Büros befanden. Wärme empfing mich, zudem der Geruch von Kaffee, und ich fand Mr.. Madisons Büro sehr schnell. Sein Name stand auf einem kleinen Schild neben der Tür.

Er arbeitete zusammen mit einem Lehrling. Die beiden teilten sich das Büro und tranken Kaffee. Der Lehrling biss in sein Sandwich und

blickte auf, als ich den Raum betrat.

Mr. Madison ließ seine Zeitung sinken. Er war ein schmächtiger Mann. Die wenigen Haare hatte er kunstvoll auf der Glatze ausgebreitet. Jetzt stand er auf. Sein grüngrauer Anzug ließ ihn noch blasser erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

»Mr. Sinclair?«, fragte er.

»Ja, das bin ich.«

»Mein Name ist Madison.« Über seinen schmalen Schreibtisch hinweg reichte er mir seine Hand. »Wenn Sie eine Tasse Kaffee möchten.«

»Gern.«

»Dann nehmen Sie doch Platz.« Ich ließ mich auf einen dritten Stuhl nieder. Der Lehrling hatte das Interesse an mir verloren und mampfte weiter an seinem Sandwich.

Madison persönlich brachte mir die Tasse. »Auch Zucker?«

»Ja.«

Er reichte mir die Zuckerdose, und ich nahm zwei Stücke. Der Kaffee schmeckte gut. Er rann heiß meine Kehle hinab. Madison legte seine Zeitung zur Seite und sah mich auffordernd an.

»Sie haben die Fracht bereits entladen?«, fragte ich.

»Ja.« Madison wurde etwas blasser und schluckte, obwohl er nichts im Mund hatte. »Es hat sich tatsächlich um einen gläsernen Sarg gehandelt.«

»Mit Inhalt?«

Er nickte. Danach schluckte er wieder. »Eine Inderin, ziemlich jung noch.«

»Der Empfänger ist nach wie vor unbekannt?«

»Ja.«

»War denn ein Name angegeben?«

»Natürlich. Nur haben wir dort niemand erreicht. Er existiert überhaupt nicht.«

»Verstehe.«

»Was wollen Sie denn mit dieser Leiche machen?«, fragte der Mann vom Zoll.

»Das ist ganz einfach, Mr. Madison. Zunächst sehe ich sie mir einmal genau an.«

»Und dann?«

»Werde ich sie wohl abholen lassen.«

»Von Ihren Leuten?«

»Natürlich.«

Madison war erleichtert. »Das ist gut, dann sind wir nämlich den schwarzen Peter los. Ich bin über zwanzig Jahre im Dienst, aber so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass jemand gläserne Särge mit Inhalt verschickt.«

»Normal ist es nicht.«

»Die Leiche ist kaum verwest«, gab der Lehrling seinen Senf dazu.
»Was meinen Sie denn damit?«, fragte ich.
Er schlug die Beine übereinander. »Ich habe meinen Großvater nach einigen Tagen gesehen. Mann, der hat vielleicht im Sarg ausgesehen. Seine Haut war eingefallen, der Kiefer…«
»Es reicht!«, unterbrach Madison den Stift. »Machen Sie die Arbeit, die Ihnen aufgetragen wurde.«
Der Azubi grinste seinen Vorgesetzten an. »Was sagt die Ziege, wenn sie auf der Weide steht?«
»Weiß ich doch nicht!«
»Null Bock!«
Ich musste lachen. Madison schien kaum Humor zu besitzen. Er zog ein ärgerliches Gesicht und stand auf. »Kommen Sie, Sir, gegen die heutige Jugend will ich nicht schimpfen, aber wir früher…«
»Waren doch auch nicht besser, finde ich. So schlimm ist die Jugend nicht. Ich jedenfalls freue mich, wenn ich nicht nur angepasste Duckmäuser erlebe. Ich finde es gut, wenn ein junger Mensch seine eigene Meinung hat.«
»Ho!«, meldete sich der Stift. »Ein Bulle mit Courage. Das sieht man selten.«
»Du kennst die Polizei eben nicht«, erwiderte ich und wünschte noch einen schönen Tag.
Madison stiefelte neben mir her. »Gehen wir in die Halle.«
Wenig später stemmte Madison eine schmale Tür auf. Vor uns öffnete sich eine gewaltige Lagerhalle mit riesigen Regalen. Es war genügend Platz für die Gabelstapler. Auf einer Rampe bewegten wir uns weiter, weil wir niemandem im Weg stehen wollten. Leise war es nicht. Männer schrieen sich gegenseitig etwas zu. Irgendwo rumpelte immer ein großer Gegenstand. Kisten und Container wurden transportiert oder weggeschleift. Durch das große, offene Tor hörten wir die typischen Geräusche der anfahrenden Transporter.
Zur Rampe hin lagen die großen Schiebetüren. Sie waren weit geöffnet. Kalter Wind fegte in die Halle. Ich war froh, einen Mantel übergestreift zu haben. Madison trug unter seiner Jacke einen warmen Pullover. »Wir haben den Sarg dort abgestellt, wo nicht die großen Waren umgeschlagen werden, verstehen Sie?«
»Klar.«
Wir wandten uns nach links und erreichten eine schmale Tür. Sie lief auf Rollen.
Die nächste Halle war zwar auch noch groß, trotzdem wesentlich kleiner. Hier hatte man die Fracht untergebracht, die nicht unbedingt auf die Ladefläche der großen Trucks geschoben werden musste.
»Wir haben den Sarg nach hinten gestellt. Es braucht ihn ja nicht unbedingt jeder zu sehen.«

»Das war vernünftig.«
An einer hohen Wand aus kleinen Blechcontainern schoben wir uns vorbei, erreichten einen Teil des Gewürzlagers, das von exotischen Düften durchzogen wurde, und gelangten schließlich zu unserem Ziel. Der Sarg stand ziemlich allein. Madison blieb zurück.
Vielleicht fürchtete er sich vor Särgen und Toten. Ich aber trat näher heran und sah in dem Glassarg eine junge Frau liegen, die dem Märchen Schneewittchen entsprungen zu sein schien.
Auch ich musste meine Überraschung zunächst verdauen und dachte wieder daran, was mir Mandra berichtet hatte. Die Person in dem Sarg aus Glas sollte angeblich seit vierzig Jahren tot sein. Danach sah sie mir verdammt nicht aus. Im Gegenteil, sie machte eher den Eindruck eines lebenden, aber schlafenden Geschöpfs.
Ich musste den Sarg öffnen. Ein Risiko war es schon. Wenn der Sarg luftleer gewesen war, konnte es unter Umständen passieren, dass sich die Leiche an der Luft veränderte, möglicherweise sogar auflöste. Das wäre verdammt unangenehm gewesen.
Ich dachte nach und betrachtete dabei das Gesicht.
Die Haare der jungen Inderin lagen wie ein schwarzes Vlies um den Kopf, sodass das schmale Gesicht noch blasser wirkte, als es tatsächlich war.
Madison traute sich wieder näher. »Na, habe ich Ihnen zu viel versprochen, Sir?«
»Nein, es stimmt alles.«
»Und was wollen Sie jetzt tun?«
»Am liebsten wäre es mir, wenn ich den Sarg öffnen könnte.«
Der Mann vom Zoll erschrak. »Sagen Sie bloß. Haben Sie das wirklich vor?« Er schüttelte den Kopf, als wollte er mich damit beeinflussen.
»Ja, wir müssen die Leiche untersuchen.«
»O nein.« Er verdrehte seine Hände und war plötzlich aufgeregt.
»Das gefällt mir überhaupt nicht.«
»Da bin ich Ihrer Meinung. Wenn Sie einen besseren Vorschlag haben, sagen Sie ihn mir.«
»Sorry, aber da bin ich überfragt.«
Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Nur keine Panik, Mr. Madison, ich werde den Sarg nicht vor Ihren Augen öffnen. Das geschieht bei uns, bei Scotland Yard.«
»Dann schaffen Sie ihn weg.«
»So ist es.«
Ihm fiel ein Stein vom Herzen. »Da bin ich aber beruhigt. Wissen Sie, es ist schon komisch, wenn da in der Halle ein gläserner Sarg steht. Hier wird wirklich viel angeliefert, das können Sie sich kaum vorstellen, aber ein gläserner…«

»Wo kann ich denn telefonieren?«

»Kommen Sie mit. Wir haben hier in der Halle einen Apparat mit Außenanschluss.«

Wieder ging es zurück. Ich hätte mit einem Transporter oder Leichenwagen herkommen sollen, dann hätte ich die Leiche selbst wegschaffen können. So musste ich leider die Kollegen bitten.

Der Kasten mit dem Telefon war an einem Pfeiler angebracht worden. Ich nahm den Hörer ab und drehte die Wählscheibe. Mein Gespräch dauerte nicht lange. Der Wagen würde so rasch wie möglich kommen. Ich wollte zudem keine Zeit verlieren, denn mich interessierte das Untersuchungsergebnis sehr.

»In einer Stunde sind Sie den Sarg und die Tote los«, erklärte ich Mr. Madison.

Er hob die Schultern, als würde er frieren. »Da bin ich aber froh, Mr. Sinclair.« Er schaute sich um. »Wollen Sie noch einmal zurück?«

»Ja, ich will mir die Tote genauer ansehen.«

»Aber den Sarg nicht öffnen?«

»Keine Sorge, Mr. Madison. Sie können wieder in Ihr Büro gehen, wenn Sie wollen.«

Er winkte ab. »Nein, man hat mir da einen Azubi aufgehalst. Mit dem komme ich nicht zurecht.«

»Dann lieber den Sarg, wie?«

»Sie werden staunen. Ich sage ja.«

Dieser Knabe war wirklich zum Lachen. Jeder Mensch ist eben anders und hat seinen Tick. Ich auch.

Während unseres Gesprächs waren wir den gleichen Weg zurückgegangen. Ich hing meinen Gedanken nach und achtete nicht so sehr auf die Umgebung.

Im Gegensatz zu Mr. Madison.

Den hörte ich plötzlich schreien. Gleichzeitig stieß er mich an.

»Verdammt! Da, der Sarg!«

Ich blickte hin.

Zwar schrie ich nicht, trotzdem war ich wie vom Donner gerührt.

Der Sarg stand zwar dort noch, nur waren zwei entscheidende Veränderungen an ihm vorgenommen worden.

Erstens lag der Deckel neben ihm, aber das war nicht tragisch.

Viel schlimmer empfand ich den zweiten Teil.

Wir sahen keine Spur mehr von der Leiche!

***

Ich stand mit wenigen Sätzen neben dem Sarg, starrte in ihn hinein, sah das Kissen, auf dem die Leiche gelegen hatte, und konnte den Schauer nicht zurückdrängen, der über meinen Rücken kroch.

»Die hat jemand gestohlen!«, rief der Zollbeamte. »Verdammt, die ist

gestohlen worden!«

Da konnte er Recht haben, doch ich wollte nicht so recht an seine Theorie glauben. Ich hatte eine andere. Wahrscheinlich hatte sich die Tote selbst aus dem Sarg befreit, und wahrscheinlich war sie auch nicht tot gewesen, sondern untot.

Ein Zombie also.

Und dieses Geschöpf konnte durchaus in der Halle umherirren und seine Gräueltaten vollbringen. Ein Zombie reichte aus, um zahlreiche Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen. Dieser Gedanke kam mir automatisch, doch ich behielt ihn für mich. Mr. Madison wollte ich mit derartigen Überlegungen nicht belasten.

Sollte die Leiche tatsächlich aus eigener Kraft den Sarg verlassen haben, dann hatte sie das nicht ohne Grund getan. Es musste irgendetwas dahinter stecken. Lebende Tote, Zombies also, taten nie etwas aus eigenem Antrieb. Sie wurden zumeist von einer Person geleitet, nur fragte ich mich, wer dafür in Frage kam.

Meinem indischen Freund Mandra Korab war ich im Nachhinein für seinen Anruf noch dankbarer, denn so hatte ich das Verschwinden der Leiche ziemlich schnell bemerkt. Wer weiß, wann es mir sonst aufgefallen wäre. Ich rechnete nach, wie lange wir den Sarg außer Acht gelassen hatten. Höchstens fünfzehn Minuten. In dieser kurzen Zeitspanne kam man nicht weit.

Madison musste mir helfen. Er kannte sich hier aus. Als ich mich ihm zuwandte, sah ich sein bedenkliches Gesicht. Es kam mir so vor, als hätte er keine Lust, mit mir zusammenzuarbeiten.

»Hören Sie, Mr. Madison, wenn wir davon ausgehen, dass die Tote verschwunden ist und keine Helfer gehabt hat, wo könnte sie stecken?«

Ich hätte andere Worte wählen sollen, denn meine hatten ihn doch erschreckt. Fast feindselig schaute er mich an und bog dabei seinen Oberkörper zurück. »Meinen Sie wirklich, dass die Leiche den Sarg aus eigener Kraft verlassen hat?«

»Vielleicht.«

»Aber das ist nicht möglich.«

»Im Regelfall nicht, aber es gibt Ausnahmen. Rechnen wir einmal damit. Entdeckt worden scheint sie von den hier arbeitenden Leuten noch nicht zu sein. Wo könnte sie sich versteckt halten?«

»Überall.«

»Das glaube ich eben nicht.«

»Wieso? Ich…«

»Mann, die klettert bestimmt nicht in ein Regal. Die sucht den direkten Weg nach draußen. Die will hier weg.«

»Das kann sie ja auch.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Toll, wirklich.«

»Aber sie wird nicht weit kommen.« Madison machte mir wieder Mut. »Dieses Gelände kann niemand verlassen, ohne kontrolliert zu werden. Und am Tage schon gar nicht.«

»Alle Achtung, Mr. Madison, daran habe ich nicht gedacht. Sie wird also auffallen.«

»Immer.«

»Können Sie Alarm geben? Ich meine, eine Durchsage und eine Warnung müssten möglich sein.«

»Das stimmt.«

»Dann tun Sie das.«

»Und Sie, Mr. Sinclair?«

»Ich werde die lebende Leiche suchen.«

Der Beamte musste den Eindruck haben, als wären in meinem Kopf einige Schrauben locker. Ich entschuldigte das. Es war auch ziemlich schlimm, wenn man plötzlich mit solchen Dingen konfrontiert wurde.

»Alles klar?«

»Ja, Sir. Wollen Sie mit?«

»Nein, ich sehe mich hier um.«

Er ging wieder. Zuerst langsamer, bald schneller, und schließlich rannte er.

Ich aber machte mich auf die Suche nach der verschwundenen Leiche.

***

Über vierzig Jahre hatte sie den Tod erlebt!

Eine verflucht lange Zeit, ein Horror ohnegleichen, eine Zeit der völligen Leere, der anderen Welt, aber eine Zeit der Reife.

Denn Rache muss reifen.

Da gab es eine Kraft, die sie festhielt, die sich ihrer bemächtigt hatte und sie führte. Die mit ihr sprach, obwohl sie in einer Art Koma lag, und die ihr immer wieder Mut machte, doch nicht aufzugeben, sondern dem Zeitpunkt entgegenzusehen, der es ihr erlaubte, das fortzusetzen, was mit ihrem Tod begonnen hatte.

Sie sollten büßen.

Alle sollten büßen – und sterben.

Das wusste sie, denn sie hatte einen mächtigen Verbündeten, der einmal ihr Feind gewesen war und nun gezwungen wurde, sich auf ihre Seite zu stellen. Zu ihm wollte sie hin. Seinetwegen hatte sie all die Jahre gewartet, und der Weg war genau vorgezeichnet.

Seinetwegen hatte sie den Tod überwunden und mit den finsteren Göttern einen Pakt geschlossen.

Sie war tot, aber sie lebte trotzdem.

Sie konnte sich bewegen. Wenn sie ging, wirkte sie wie eine Marionette. Es war ein Leichtes gewesen, den Sarg zu verlassen. Das

dünne Totenhemd schlotterte um ihren Körper. Mit den nackten Füßen trat sie auf den kalten Stein, aber sie spürte weder Hitze noch Kälte, denn sie war ein Geschöpf, das seine Kraft aus dem Jenseits holte und in das Jenseits zurückkehren würde, wenn die Rache vollendet war.

Mari hatte man sie genannt. Sie war ein gutes Mädchen gewesen, treu, pflichtbewusst. Ihren Eltern hatte sie gedient, und ihren Brüdern und Schwestern. Bis die Weißen gekommen waren und ihre Schönheit erkannten. Es war ein grausames Spiel gewesen, das sie mit ihr getrieben hatten. Die schlimmsten Demütigungen, die man sich vorstellen konnte, waren ihr widerfahren.

Und dann der Tod.

Nein, er war nicht endgültig gewesen, auch wenn es so lange Zeit gedauert hatte, denn jetzt war sie erwacht und befand sich wieder unter Menschen. Ja, sie wollte die Menschen, eine Gier überkam sie, wenn sie die Zweibeiner sah, aber sie wollte nicht unbedingt von ihnen gesehen werden, deshalb hielt sie sich im Schatten der Lagerhalle und bewegte sich dabei dicht an der Wand entlang.

Niemand achtete auf sie. Auch dann nicht, als sie die kleine Rolltür erreichte, durch die sie gehen musste.

Mari lebte nicht mehr, aber in ihrem Hirn hatte sich etwas festgebrannt. Der Vergleich mit einem Computer stimmte zwar nicht unbedingt, aber die unbekannte Kraft hatte ihren Fluchtweg genau vorgezeichnet.

Die lebende Leiche mit den langen, dunklen Haaren und dem bleichen Gesicht betrat den kleinen Anbau, in dem sich die Büroräume befanden. Hier musste sie rein, das war ihr vorgegeben worden.

Begleitet wurde sie von einem ungewöhnlichen Duft. Als wäre der Modergeruch durch süßes Parfüm aufgefrischt worden.

Vor dem Haus sprang ein Automotor an, dann fuhr ein Wagen weg, und die lebende Frauenleiche wandte sich sofort nach rechts, wo sich die Treppe befand.

Hier lag ihr erstes Ziel.

Allerdings nicht auf den Stufen oder in der nächsten Etage, sondern unterhalb der Treppe, wo der Weg in den Keller führte. Zielsicher fand sie die Tür, zog sie vorsichtig auf und zeigte sich nicht deshalb irritiert, weil das Licht brannte, sondern weil sie aus der Tiefe des Kellers Geräusche vernommen hatte, die darauf schließen ließen, dass sich dort jemand befand.

Und sie roch ihn.

Menschenfleisch…

Ja, das war ein Mensch, der nichts ahnend dort arbeitete und die Melodie des Liedes pfiff, das gerade im Radio lief.

Die Untote schritt die Treppe hinab.

Ein normaler Mensch hätte schon gewusst, wo der Weg hinführte.

Typischer Aktenstaub schwebte kaum sichtbar in der Luft. Manchmal hing er wie ein Schleier nahe der Lampenstrahlen, aber das alles interessierte die Untote nicht. Sie musste diesen Kellerraum, der als Archiv diente, ganz durchqueren, um das Ziel zu erreichen.

Im Keller arbeitete Teddy, der Lehrling mit dem »Null Bock«. Ihm war die Aufgabe zugefallen, neue Aktenberge einzuräumen. Und das tat er lieber, als dauernd in Madisons mürrisches Gesicht zu schauen. Hier unten stand er nicht unter Aufsicht, er konnte auch Musik hören, was für ihn sehr wichtig war.

Man sprach zwar davon, das Archiv auf EDV umzurüsten und die Aktenberge auf Mikrofilme zu packen, das jedoch würde noch lange dauern. Dann war Teds Lehrzeit längst vorbei.

Wo war noch Platz?

Eine Regalreihe an der Wand konnte er noch voll stopfen. Sie befand sich dicht unter der Decke.

Die Beleuchtung war mies. Teddy hatte trotzdem die Hälfte bereits geschafft und war überzeugt, dass er wieder einmal zu schnell gearbeitet hatte. Bis zur Mittagspause wollte er diese Sache hier noch durchstehen und dann überlegen, wie er den Nachmittag herumbekam.

Wieder stieg er von der Leiter und trat an den Tisch, wo die Akten aufgestapelt lagen. Mit einem scharfen Teppichmesser schnitt er Pappstreifen zurecht, die er auf die Rücken der Akten presste.

Auch jetzt machte er sich wieder an die »tolle« Arbeit hörte dabei Musik und sah nicht, wer sich nach Verlassen der Treppe in den Kellerraum geschlichen hatte.

Es war die Untote.

Sie konnte sich fast lautlos bewegen. Und sie roch den Menschen nicht nur, sie sah auch, wie er sich drei Akten schnappte.

Mit dieser »Last« ging er zur schräg stehenden Leiter und kletterte die ersten drei Stufen hoch.

Mittlerweile hatte Mari den Tisch erreicht. Sie blieb daneben stehen, sah auf das Radio und wunderte sich wohl über die Musik, die aus den beiden kleinen Lautsprechern drang. Ihre flache Hand strich über die Tischplatte, und die Finger fanden Kontakt mit dem Schneidemesser. Automatisch umschloss sie es, sah die dreieckige Spitze aus dem Griff ragen und ging weiter.

Jetzt war sie bewaffnet.

Teddy stand auf der Leiter. Er sortierte die Akten ein. Noch eine Stufe war er höher geklettert, da brauchte er sich wenigstens nicht so zu strecken.

Mit den ersten beiden Akten baute er die Reihe weiter aus. Als er den dritten Ordner hinstellen wollte und den Arm bereits erhoben hatte,

fiel ihm etwas auf.
Es war der Geruch.
Wie es in diesem verdammten Keller stank, wusste er selbst. Oft genug hatte der Aktenstaub einen Niesreiz bei ihm ausgelöst, aber dieser Gestank musste einen anderen Grund haben. Es roch verdammt komisch, nach Gewürzen und Moder.
Sollte von der Halle her der Geruch bis in den Keller geweht sein?
Das wollte er einfach nicht glauben. Es musste einen anderen Grund haben. Er stellte die letzte Akte zu den anderen und kletterte wieder nach unten.
Die lebende Tote stand längst neben der Leiter, das Messer in der gehobenen Rechten. Und sie stieß damit zu.
Es war ein beißender Schmerz, der durch Teddys Körper raste, und er blieb stehen, als wollte er sich auf das heiße Glühen, das seine Wade durchschnitt, konzentrieren.
Seine Wade brannte, als würde eine Flammenzunge darüber lecken, und auch die linke wurde nicht verschont.
Noch einmal das Gleiche.
Da schrie er auf!
Es war ein Schrei des Schmerzes, der in einem Wimmern erstickte, und Teddy sprang einfach von der Leiter herab. Er katapultierte sich dabei nach hinten, landete auf den Füßen, aber der in den blutenden Waden tobende Schmerz riss ihn einfach um, sodass er auf dem staubigen Boden und zwischen zwei Regalen zusammensackte.
Er hob den Kopf an. Tränenwasser war in seine Augen geschossen, sein Mund stand offen, doch diesmal drang kein Schrei über die Lippen. Teddy war zu geschockt, als er die Gestalt vor sich stehen sah, die sein Schneidemesser in der rechten Hand trug. Das kleine, spitze Dreieck war kaum zu sehen, weil es von Blut befleckt war, aber er wusste jetzt, was ihm diese Verletzungen beigebracht hatte.
Und er sah sie fallen.
Die lebende Leiche, die nach Moder und exotischen Gewürzen roch und in deren Gesicht kein Muskel zuckte, ließ sich einfach auf den jungen Mann fallen. Den rechten Arm mit der Waffe hielt sie dabei nach unten gestreckt, so würde das Messer zuerst sein Gesicht treffen, bevor die Frau auf ihn fiel.
Eine schreckliche Furcht umklammerte ihn. Teddy wunderte sich selbst, wie er es schaffte, seine Beine anzuwinkeln, sodass die Person nicht voll auf ihn prallte, sondern von den Knien abgehalten wurde.
Die Hand mit dem scharfen Messer fiel zwar nach unten, erwischte aber nicht das Gesicht, sondern strich über die Brust und fetzte dort die Kleidung auf.
Er schleuderte sie zur Seite.
Die Untote krachte auf den Rücken. Nicht ein Laut drang aus ihrem

Mund. Teddy ahnte, dass er dieser Person nichts entgegenzusetzen hatte. Die Schmerzen in seinen Waden machten ihn fast verrückt, aber er musste aus diesem verdammten Keller raus, sonst war er verloren.

Der Zombie wollte den Menschen!

Mari hatte sich wieder aufgerichtet, um erneut zuzustoßen. Diesmal hatte sie Pech, denn Teddy war es gelungen, blitzschnell eine gefüllte Akte zu packen und sie als Schutz vor seine Brust zu halten.

Das Messer rammte hinein. Er hörte das Ratschen, als sie nach unten gezogen wurde und eine Lücke im Deckel hinterließ.

Das war ihm alles egal. Hauptsache, die verdammte Klinge erwischte ihn nicht noch einmal. Zwei Wunden reichten.

Er zog die Akte an sich und schleuderte sie einen Moment später vor. Diesmal traf er den Kopf der Inderin, die zurückgestoßen wurde und mit sich selbst beschäftigt war.

Teddy nutzte die Zeit. Er kroch vor bis zum Tisch, streckte die Arme aus und zog sich an der Kante in die Höhe. Er hatte stehen bleiben und laufen wollen, als ihn der brutale Wadenschmerz wieder zu Boden zwang, dem er, mit einem Wehlaut auf den Lippen, entgegen sank. Nein, so schaffte er das nie. Er musste auf allen vieren bleiben. In dieser Haltung kroch er auf die Treppe zu.

Dabei stöhnte und weinte er, immer von dem Gedanken getrieben, dass die Frau hinter ihm wesentlich schneller war als er.

Der Lehrling drehte sich auch nicht um. Erst als er über die Schwelle der Tür gekrochen war, warf er einen Blick über die Schulter zurück. Er sah sie nicht, er hörte sie nur.

Sie hielt sich irgendwo im Hintergrund des ziemlich großen Kellerraumes auf, wo sich weitere Regalgänge befanden. Was sie dort suchte, wusste Teddy nicht. Für ihn zählte nur seine Flucht.

Und er musste es einfach schaffen, dieser Frau zu entkommen.

Er kam nicht auf den Gedanken, dass es die Frau gewesen sein könnte, die in dem gläsernen Sarg gelegen hatte, denn sie war tot gewesen. Teddy rechnete mit einer Wahnsinnigen, einem Menschen, der ausgebrochen war und Amok lief.

Von seiner Brust tropfte es nach unten. Dunkle Flecken blieben auf den Treppenstufen zurück. Erst jetzt stellte er fest, dass ihn die Klinge auch an der Brust erwischt hatte.

Der Schmerz in den Waden überdeckte den an der Brust. Zudem spürte er, dass es ihm immer schwerer fiel, die Stufen zur Tür hinaufzuklettern.

Der Schrei nach Hilfe, der ihm entfuhr, glich mehr einem Ächzen und Stöhnen.

Zum Glück riss jemand die Tür auf.

Ausgerechnet Madison betrat den Bau, lief zwei Schritte, sah seinen Lehrling, entdeckte das Blut und blieb so abrupt stehen, als wäre er

vor eine Mauer gerannt. Sein Gesicht war bleich, die Augen groß. »Mein Gott!«, floss als Flüstern aus seinem Mund.

»Hilf mir!«, ächzte Teddy. »Bitte!«

Madison sackte neben ihm in die Knie. Er sprang über seinen eigenen Schatten, als er Teddy auf die Beine zog und ihn in den Gang zu seinem Büro hineinschleifte.

»Wer, Teddy? Wer war es?«

»Eine Frau.«

»Welche Frau?«

»Eine schreckliche Person. Furchtbar, ein Mädchen, weiß gekleidet. Sie nahm einfach ein Messer und stach in meine Beine. Ich stand auf der Leiter.«

Madison brauchte nur zwei und zwei zu addieren, um die Lösung zu haben. »Die Tote!«, ächzte er. »Verdammt, die Tote!«

***

Ich ärgerte mich.

Da hatte ich schon gegen wer weiß wie mächtige Geschöpfe, Dämonen und Geister gekämpft, hatte mich dem Höllenfürsten persönlich gestellt und ihn zurückschlagen können, von Baal erst gar nicht zu reden. Und jetzt brachte mich ein normaler Zombie so in Verlegenheit.

Manchmal ist wirklich der Wurm drin, dachte die am Baum hängende Pflaume und freute sich.

Ich jedenfalls würde mich freuen, wenn es dieser lebenden Leiche nicht gelang, sich ein Opfer zu holen. Dass sie aufihre schwarzmagische Art lebte, war mir längst klar geworden.

Nur – wo wollte sie hin? Madison hatte Recht, wenn er sagte, dass dieses Flughafengelände niemand unkontrolliert verlassen konnte.

Ein Sicherheitssystem war vorhanden.

Ich gab der Untoten nicht viele Chancen. Es sei denn, dass ihr Helfer zur Verfügung standen, dann sah die Sache schon wieder anders aus. Hoffentlich wurde sie bald gefunden.

Ich hielt mich nicht mehr dort auf, wo der Sarg stand, sondern war tiefer in die Halle gegangen. Die hier arbeitenden Männer kümmerten sich nicht um mich. Sie gingen ihrer Tätigkeit nach und holten die Waren aus den gewaltigen Hochregalen. Manchmal bedachten sie mich mit wütenden Blicken, wenn sie sich durch meine Gegenwart gestört fühlten.

Jeder von ihnen konnte hervorragend mit einem Gabelstapler umgehen. Mir wollte es trotz allem nicht in den Sinn, dass die lebende Tote nicht gesehen worden war. Madison hatte bestimmt noch keinen der hier Beschäftigten gefragt. Das holte ich nach.

Ein Mann, der einen grauen Kittel trug und soeben in einem der

Gänge verschwinden wollte, sah mich kommen und wartete. Er schob seinen gelben Helm zurück. »Was wollen Sie?«

»Ihnen eine Frage stellen.«

»Tut mir Leid, aber ich…«

»Es geht um eine Frau«, unterbrach ich ihn, »die durch diese Halle gelaufen sein muss. Haben Sie die Person zufälligerweise gesehen?« Ich fügte eine kurze Beschreibung hinzu.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Wie sollte auch jemand durch die Halle irren, der keine Berechtigung hat. Haben Sie eine?«

»Ja.«

»Kann ich die mal sehen?«

»Nein.« Ich hatte ein Knacken gehört, einen Augenblick später erklang Madisons Stimme über Lautsprecher. Sie dröhnte durch die gesamte Halle, sodass ich zusammenzuckte. Aber nicht nur wegen der Lautstärke, auch die Stimmlage hatte mich irritiert. Madison schien unter Stress zu stehen.

Zudem war es nicht der zwischen uns abgesprochene Aufruf, die Meldung galt allein mir.

»Oberinspektor Sinclair, Oberinspektor Sinclair, bitte in mein Büro. Es ist dringend.«

Ich jagte schon los und kümmerte mich nicht um die erstaunten Blicke des Mannes, der mir unangenehme Fragen stellen wollte. Da war etwas passiert, und ich rechnete sogar damit, dass die lebende Tote dem Zollbeamten über den Weg gelaufen war.

Ein Gabelstapler kam mir entgegen. Ich wich ihm im letzten Augenblick aus, bevor die breiten Zinken auf mich zuschwenken konnten. Mit diesen Dingern hatte ich schon meine Erfahrungen gemacht.

Sehr schnell erreichte ich den Anbau und sah Madison vor seiner Bürotür stehen.

Auch andere Mitarbeiter hatten die Büros verlassen. Sie wollten zu Madison, der keinen außer mir in den Raum ließ, aus dem ich ein jammervolles Geräusch hörte.

Ich sah den Lehrling. Er lag schmerzverkrümmt auf dem Boden.

Seine Waden bluteten, auch auf der Brust befand sich eine Wunde, und ich ballte vor Wut die Hände, als ich stehen blieb.

»Haben Sie einen Arzt gerufen?«, fragte ich zuerst.

»Ja.«

»Gut, was ist geschehen?«

»Er hat sie gesehen!«

»Die Frau aus dem Sarg?«

Madison nickte. »Sie griff ihn mit einem Schneidemesser an. Zum Glück war es nur dieses Messer. Ein anderes hätte ihn vielleicht getötet.« Madison war bleich wie eine Leinwand. »Das ist nicht zu

fassen. Ich habe keine Erklärung.«
»Aber ich. Wo ist es passiert?«
»Im Keller!«
»Und die Leiche? Irrt sie noch dort herum?«
Madison verzog nach meiner Frage den Mund so sehr in die Breite, als wollte er eine Nuss zerkleinern. »Sie sind gut. Eine Leiche…«
»Sie war es, verdammt!«, unterbrach ich ihn. »Also, wo befindet sich hier der Zugang zum Keller?«
»Ich zeige es Ihnen. Unter der Treppe.«
»Danke, das reicht.« Ich machte mich sofort auf den Weg. Noch immer war mir dieser Fall ein einziges Rätsel. Wer schickte denn von Indien aus per Luftfracht einen Zombie in einem gläsernen Sarg nach London? Und aus welchem Grund hatte dieser Unbekannte dies getan? Meine Fantasie ging mit mir durch.
Ich hatte immer noch das Bild des jammernden Jungen vor Augen, als ich mich der Treppe näherte. Ich zog meine Beretta und stieg in das Kellerarchiv hinab. Immer auf der Hut, denn es war möglich, dass ich urplötzlich attackiert wurde. Zombies sind heimtückisch, sie kennen keine Rücksicht und benutzen Dinge als Waffen, die uns Menschen nicht in den Sinn gekommen wären.
Es passierte nichts. Ich stand schließlich im Keller, sah die Regale mit den Akten und entdeckte auch das Blut auf dem Boden.
Wenn sich die lebende Leiche noch in der Nähe befand, hatte sie sich gut versteckt.
Ich ging weiter.
Dabei dachte ich daran, dass es dem Zombie einfach nichts brachte, wenn er sich im Keller versteckte. Hier würde er kaum seinen Auftrag erfüllen können.
Er musste also etwas anderes vorhaben. Regal für Regal suchte ich ab. Geräusche hörte ich kaum, nur meine eigenen Schritte, mal Stimmen von oben, das war auch alles.
In alle Ecken leuchtete ich, ohne jedoch die Gestalt zu entdecken.
Aber mir fiel ein komischer Geruch auf. Es stank nach Abwässern.
Und diesem Geruch ging ich nach. Er führte mich in eine Ecke des Kellers, wo keine Regale standen.
Dort sah ich das Loch im Boden.
Es war rund, ebenso wie der Kanaldeckel, der neben dem Loch lag. Aus der Öffnung im Boden stieg dieser widerliche Gestank, und ich wusste längst Bescheid.
Der weibliche Zombie aus Indien hatte seinen Fluchtweg gefunden. Er war in den Schacht geklettert und würde seinen Weg unterirdisch fortsetzen. Damit standen ihm zahlreiche Möglichkeiten zur Verfügung. Die vielen Schächte, durch die er die Unterwelt verlassen konnte, waren auf die Schnelle nicht zu bewachen.

Wie groß konnte sein Vorsprung sein? Ich wusste es nicht, kletterte aber, ohne mich mit Mr. Madison abgesprochen zu haben, in den Schacht des Abwasserkanals.

***

Leroy Thompson, selbst schon über siebzig, war um Jahre gealtert, als er aus dem Taxi stieg und mit gebeugtem Rücken auf den Eingang des Pubs zuschritt, wo er und seine beiden Freunde sich verabredet hatten.

Thompson trug einen dunklen Binder. Er trauerte um seine Enkelin. Dieser Mord hatte Staub aufgewirbelt wie lange keiner zuvor.

Er war das Tagesgespräch der Londoner, und die Polizei setzte alle Kräfte ein, um den Killer zu finden.

Bisher erfolglos.

Natürlich hätte ihnen Leroy Thompson einiges sagen können. Das ließ er bleiben, er wollte zunächst mit seinen beiden alten Freunden aus Indien reden und dann weitersehen.

Mit zitternder Hand stieß er die Tür des Pubs auf. Es war eine gemütliche Wirtschaft mit alten Holzwänden, an denen vergilbte Bilder hingen. Sie zeigten Soldaten, die in Indien gekämpft hatten.

In diesem Pub trafen sich die Veteranen, hier waren sie unter sich und konnten von ihren Heldentaten und den glorreichen Zeiten reden.

Auch der Wirt hatte zu ihnen gehört. Er betrieb mit seinen Söhnen den Pub; seine Frau war verstorben.

Viele Gäste saßen nicht an den Tischen. Mit Handschlag wurde Leroy Thompson begrüßt. Der Wirt, er trug stolz einen seiner alten Orden, kondolierte Leroy.

»Ja, danke.«

»Wie immer, Leroy?«

»Nein, diesmal nehme ich einen doppelten Whisky.«

»Ist recht.«

Gebückt ging Thompson dorthin, wo seine beiden Freunde saßen.

Es war ein kleiner, runder Tisch. Er stand an einem der Fenster. In der Nähe war kein weiterer Tisch besetzt. Darauf standen nur jeweils die verkleinerten Ausgaben der Regimentsfahnen. So hatte jedes Regiment seinen eigenen Stammtisch.

Doch der Henker hatte Leroy Thompson in ihre ehemalige Stammkneipe bestellt.

Sie hatten sich erhoben, als Leroy den Raum betrat. Ihre Mienen drückten Trauer aus, auch sie trugen aus Solidarität schwarze Krawatten. Die Anzüge passten zu ihnen. Der Schnitt war konservativ.

Leroy Thompson war im Gegensatz zu Sir Reginald Clifton noch sehr rüstig. Der alte Adelige stützte sich auf eine Krücke. Sein Haar war längst ausgefallen. Clifton trug eine Brille mit dicken Gläsern, die

seine Augen unnatürlich vergrößerten.

Arthur Kennon Drinkfield war der ehemalige Offizier noch immer anzusehen. Er hielt sich kerzengerade. Sein graues Haar zeigte einen Mittelscheitel, in einer Augenhöhle klemmte ein Kneifer, und der strichdünne Mund wies immer noch den gleichen arroganten Zug wie zur Kolonialzeit auf.

»Danke, dass ihr gekommen seid«, sagte Leroy Thompson und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»War selbstverständlich!«, schnarrte Drinkfield.

»Es geht auch euch an!«

»Wieso?«

Der Whisky wurde gebracht. Auch die beiden anderen erhielten ihre Gläser. Die Männer bedankten sich durch kurzes Kopfnicken, hoben die Gläser an, wobei Sir Reginald zitterte, dann tranken sie.

Leroy Thompson hatte ihnen etwas zu sagen, und so warteten sie, bis er das Wort übernahm. Er begann mit schwerer Stimme zu reden. »Dieses Treffen kann unter Umständen unser letztes sein!«

»So?«, fragte Sir Reginald.

Drinkfield fiel fast das Monokel herunter, er sagte aber nichts.

»Ja, denn es ist etwas Furchtbares geschehen.«

»Mit deiner Enkelin!«, fügte Drinkfield hinzu.

»Es hängt tatsächlich mit ihr zusammen.«

»Rede!«

»Die Worte fallen mir schwer, Freunde, das müsst ihr mir glauben. Sogar sehr schwer, aber ich weiß unter Umständen, wer der Mörder meiner Enkelin ist, kann es aber der Polizei nicht sagen, weil es unmittelbar mit uns zusammenhängt. Am heutigen Abend wird sich alles entscheiden.«

»Unser Schicksal?«, fragte Sir Reginald.

»Ja.«

Dann berichtete Leroy Thompson. Er zog seine Freunde ins Vertrauen und erzählte von der Begegnung mit dem Henker, der ihn an alte Sünden erinnert hatte. Mit dem Mord an seiner Enkelin beendete er den Monolog. Nur einen Satz fügte er noch hinzu. »Jetzt seid ihr an der Reihe, meine Freunde.«

Drinkfield griff nach seinem Glas. Er ließ den Whisky kreisen und sagte: »Es ist schwer zu glauben.«

»Das finde ich auch. Nur beweist der Mord an meiner Enkelin, dass der Henker es ernst meint.«

»Viel zu lange her!«, schnarrte Arthur Kennon Drinkfield. »Viel zu lange. Diese Sache mit dem Mädchen…« Er schüttelte den Kopf.

»Wie hieß die Kleine noch gleich?«

»Mari!«, meldete sich Sir Reginald mit krächzender Stimme. »Sie hieß Mari.«

»Ach ja, stimmt.«
»Und sie ist tot!«, erklärte Sir Reginald.
Drinkfield begann zu lachen. Es klang hohl, als würde es aus einem Keller kommen. »Ich bitte dich, mein lieber Leroy. Hör endlich auf. Mari ist und bleibt tot. Verstanden?«
Sir Reginald nickte, Thompson schüttelte den Kopf. »Ihr könnt nur so reden, weil ihr ihn nicht erlebt habt.«
»Und jetzt sollen wir ihn erleben?«
»Ja, Arthur, und zwar heute Abend. Er hat uns in unsere ehemalige Stammkneipe bestellt. Er will einen Stammtisch des Henkers abhalten.«
Wieder lachte Drinkfield. »Wie soll der enden?«
»Vielleicht mit unserem Tod«, erwiderte Leroy Thompson ernst.
»Wir müssen auf alles gefasst sein. Wie ich den anderen verstanden habe, ist es eine alte Rache. Wir müssen eine Schuld wieder gutmachen, so sieht er die Sache.«
»Nicht mit mir!«, entschied Drinkfield.
»Dann wird er dich holen!«
»Wir lassen uns schützen!«, meldete sich Sir Reginald Clifton und streckte seinen Geierkopf vor.
»Von wem denn?«
»Polizei!«
Leroy Thompson lachte. »Dann müsste ich die Karten auf den Tisch legen.«
»Kannst du das nicht?«
»Nein, Reginald, ich geriete dabei in ein zu schlechtes Licht, wenn du verstehst.«
»Das meine ich auch!«, meldete sich Drinkfield. »So etwas wollen wir gar nicht erst einreißen lassen. Wir erledigen unsere Probleme selbst. Das haben wir immer gemacht. Auch damals in Indien.«
»Ja, da waren wir aber jünger!«, krächzte Sir Reginald. »Heute ist das Vergangenheit. Ich habe einen Vorschlag, denn ich kenne Sir James Powell von Scotland Yard sehr gut. Er leitet dort eine Abteilung, die sich mit Fällen beschäftigt, wie dir einer untergekommen ist, Leroy. Deshalb meine ich, dass du dir so etwas noch einmal überlegen solltest. Sir James ist außerdem sehr verschwiegen. Den kannst du nicht mit den normalen Polizisten vergleichen. Er wird dir aus deinen Beobachtungen schon keinen Strick drehen.«
Leroy Thompson dachte nach. Er schaute Drinkfield dabei an.
»Was sagst du, Arthur?«
»Es ist deine Entscheidung.« Er rückte sein Monokel zurecht. »Ich würde es unter Umständen tun.«
»Und ich ebenfalls!«, meldete sich Sir Reginald. »Es ist nur zu deinem oder unserem Schutz. Nur ein Mann.«

»Und wen meinst du?«
»John Sinclair, den Geisterjäger. Ich sagte ja, dass ich Sir James Powell aus dem Club her kenne. Wir liegen zwar nicht unbedingt auf der gleichen Wellenlänge, weil er der Meinung ist, dass unsere damalige Kolonie Indien…«
»Komm zum Thema, Reginald!«, forderte Arthur.
»Ja, natürlich. Dieser Sinclair scheint gute Erfolge erzielt zu haben, wenn man Sir James glauben darf. Und er kennt sich mit Dingen aus, die unsereins nicht so vertraut sind. Wer von uns glaubt schon an Geister und Dämonen? Das haben wir damals nicht getan, das werden wir auch heute nicht mehr tun. Klar?«
»Natürlich.«
Leroy Thompson schüttelte den Kopf. Die anderen hatten gut reden. Sie standen gewissermaßen als Unbeteiligte daneben, aber er hatte seine Enkelin verloren, und das war verdammt hart. Er wusste, wie grausam die Gegenseite war.
Die Männer tranken ihre Gläser leer. »Hast du dich entschieden?«, erkundigte sich Sir Reginald.
»Ja.«
»Werdet ihr denn heute Abend mitkommen?«, fragte er zurück.
»Du meinst zu dem Treffen am Stammtisch?«
»Ja, Reg!«
»Natürlich.« Der glatzköpfige, alte Mann grinste hinterlistig, und Leroy verstand.
»Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen«, sagte er. »Es geht alles klar. Ich werde mit diesem Sir James reden!«
Den beiden anderen fiel ein Stein vom Herzen. Drinkfield flüsterte: »Jetzt bin ich direkt auf diesen komischen Henker gespannt.«

***

Von einem Henker wusste ich nichts. Mich interessierte eine lebende Tote, die in einem Abwasserschacht verschwunden war und in der Kanalisation ihre Flucht fortsetzen wollte.
Es ist wirklich nicht jedermanns Sache, in die Unterwelt zu steigen. Ich bildete da keine Ausnahme. Mir blieb aber keine andere Möglichkeit, als mich über die rutschigen Sprossen vorsichtig in die Tiefe zu bewegen.
Heathrow hatte natürlich auch eine U-Bahn-Station, doch mit diesen Schächten würde ich wohl kaum in Berührung kommen.
Dafür landete ich im Matsch.
Bis zu den Knöcheln sank ich ein, als ich von der letzten Sprosse des Einstiegschachts sprang. In großen Abständen waren an den Wänden Lampen angebracht.
Ein widerlicher Geruch empfing mich. Da waren regelrechte Wolken,

die durch den Gang trieben und mir fast die Luft abschnitten. Im Kanalbett schwappte eine ölig schimmernde Flüssigkeit.
Der Zombie war aber nicht zu sehen.
War sein Vorsprung tatsächlich so groß, dass ich ihn nicht mehr erwischen konnte?
Das wollte mir einfach nicht in den Kopf. Ich kannte die untoten Wesen so gut, als hätte ich sie studiert. Sie ließen sich selten durch irgendwelche Hindernisse von ihrem Ziel abhalten, aber ich wusste auch, dass man sie nicht gerade als Schnellläufer bezeichnen konnte.
Zudem hatten sie stets Probleme mit dem Gleichgewicht, aus diesem Grunde breiteten sie zumeist die Arme aus, um beim Gehen die Balance zu halten.
Je tiefer ich in diese unterirdische Welt eindrang, umso verlorener fühlte ich mich. Es war nicht still. Außer meinen eigenen Schritten vernahm ich noch das Klatschen der Tropfen, die von der Decke auf den Boden fielen.
An der Decke klebten Spinnweben, die ein verwirrendes Muster bildeten und silbrig glänzten, weil Tropfen an ihnen hingen.
Das Rauschen des Wassers war mir schon nach den ersten Schritten aufgefallen. Es wurde lauter, weil ich mich einem Kanal näherte, der in den Hauptkanal mündete.
Ich konnte wählen. Rechts oder links, das war hier die Frage.
Ich entschied mich für die rechte Seite. Wenn mich mein Gefühl nicht täuschte, kam ich, wenn ich die linke nahm, wieder zum Flughafen.
Und so tigerte ich los. Neben mir schäumte das Schmutzwasser, das einen widerlichen Kloakengestank abgab. Ich musste Acht geben, dass ich nicht auf dem schmalen Gehweg ausrutschte.
Kanalratten tauchten auf. Dicke, fette Tiere, die sich in dem Dreck suhlten und sich dabei von den Fluten weiterspülen ließen. Manchmal ragten nur die Köpfe mit den kleinen Augen aus der braunen Brühe.
Ich tigerte weiter durch die unterirdische Welt. Ich will nicht noch länger davon berichten, jedenfalls verging die Zeit, und nach einer halben Stunde befand ich mich noch immer in diesem verdammten Gang. Es mündeten zwar hin und wieder Rinnsale in die schäumende Flut, aber die konnte man vergessen. Sie drangen aus schmalen Löchern und Einschnitten in den nassen Steinwänden.
Irgendwann fiel mir das in unregelmäßigen Abständen erfolgende Vibrieren auf. In der Nähe musste also der U-Bahn-Schacht sein.
Wo aber steckte der verdammte Zombie?
Ich war ziemlich schnell gegangen, aber gesehen hatte ich die lebende Leiche nicht. War es ihr tatsächlich gelungen, mit meiner Geschwindigkeit Schritt zu halten?
Dann wäre diese lebende Leiche in meinen Augen tatsächlich ein

Phänomen gewesen.

Hin und wieder hatte ich nach oben führende Schächte gesehen, sie aber passiert, weil nichts darauf hingewiesen hatte, dass die Untote hochgeklettert war.

Ich hatte mich mittlerweile an die Umgebung und die Düsternis gewöhnt. Manchmal fielen die Lichtreflexe auf die schäumende Flüssigkeit und spiegelten sich unter der Decke wider. Auch wurde das Flussbett enger, sodass die Wassermassen rechts und links überschäumten. Dabei stieg die Geschwindigkeit. Die mich begleitenden Ratten konnten sich oft nicht dagegen anstemmen, wurden auf den Gehsteig geschleudert und gerieten in meine unmittelbare Nähe.

Hin und wieder rollten sie dicht vor meine Füße, nahmen aber sofort Reißaus, als wüssten sie genau, dass ich bereit war, mit ihnen kurzen Prozess zu machen.

Wieder einmal schaltete ich meine Lampe ein, da ich eine ziemlich düstere Strecke zu überwinden hatte. Ein Hindernis tauchte auf. Es war eins der typischen Gitter, die zumeist vor einem Gefälle standen.

Deshalb auch das Rauschen, da die Fluten in die Tiefe stürzten.

Ich schwenkte meinen Arm. Der Lichtstrahl der Lampe machte die Bewegung mit, glitt über das Wasser auf die andere Seite des Gangs und traf dort etwas Helles.

Es war das Gewand der lebenden Leiche!

Sie hatte den Abwasserkanal überquert und stand vor einer Nische.

Zuerst wusste ich nicht, was ihre heftigen Bewegungen zu bedeuten hatten, bis ich im Lichtstrahl die Ratten sah. Sie griffen die lebende Leiche an.

Aber der Zombie wehrte sich. Es war ihm gelungen, eine der Ratten zu schnappen. Er hielt sie mit beiden Händen fest, zerriss sie in der Luft und schleuderte sie fort.

Das mochten wohl die anderen nicht, denn sie sprangen auf die lebende Leiche zu.

Sie bissen sich an ihr fest. Der alte Stoff riss, plötzlich klafften da einige Lücken. Die Zähne der Nager drangen in die Haut ein, und als der Zombie sie abriss, blieben einige Hautfetzen zwischen den Zähnen der Ratten hängen, was der Untoten aber nicht viel ausmachte. Jedenfalls hatte sie ihr eigenes Ziel nicht aus den Augen verloren. Bevor ich etwas unternehmen konnte, hatte sie sich bereits umgedreht und war in der Nische verschwunden.

Einfach so.

Ich stand noch auf der anderen Seite des Kanals und musste rüber, wenn ich sie verfolgen wollte. Da lauerten die aufgeregten Ratten. Wie viele es genau waren, konnte ich nicht sagen, rechnete aber mit einem halben Dutzend.

Hin und wieder sprangen welche in die schmutzige Flut, dafür jumpten andere hervor. Ihre Zahl blieb deshalb praktisch gleich.

Einen großen Anlauf konnte ich nicht nehmen. Ich musste mich schon auf meine Sprungkraft verlassen, ging zunächst leicht in die Knie, stieß mich ab und schleuderte meinen Körper über die schäumende Wasserfläche.

Leider landete ich nicht mit beiden Beinen auf der anderen Seite, sondern traf mit dem linken Fuß auf den Körper einer wie hypnotisiert dasitzenden Ratte.

Sie quiekte durchdringend, als sie den Druck meiner Sohle spürte.

Ich rutschte weg, als sich das Tier bewegte. Dass es mir trotzdem gelang, mich zu fangen, glich schon einem kleinen Wunder. So landete ich nicht in der Brühe und blieb auf dem schmalen Laufsteg stehen, wobei ich mich mit dem Rücken gegen die feuchten Steine der Wand presste und mich einem ersten Angriff gegenübersah.

Der Nager wuchtete sich vom Boden hoch. Die Ratte war verdammt aggressiv, und ich erwischte sie zum Glück mit meinem ersten Tritt, der so hart war, dass sie bis an das Gitter geschleudert und durch die Stäbe gepresst wurde. Die schäumenden Wassermassen rissen sie mit.

Eine zweite und dritte Ratte beförderte ich auf die gleiche Art und Weise zurück, die anderen schienen wohl keine Lust mehr zu haben, sich an mir festbeißen zu wollen, denn sie nahmen Reißaus oder wuchteten ihre nassen Körper wieder in den Kanal.

Aber der Zombie war verschwunden.

Und das ärgerte mich.

Ich leuchtete sicherheitshalber zunächst in die Wandnische hinein. Auch dort tropfte und glänzte es. Es gab hier unten keinen Winkel, in dem sich die Feuchtigkeit nicht eingenistet hätte. Ich sah Getier über die Steine kriechen, und diesmal erreichte eine andere Duftkomponente meine Nase.

Es stank nach Moder. Dazwischen mischte sich noch ein fremdartiger Geruch, den ich auch als exotisch bezeichnen konnte, als hätte jemand Gewürze ausgekippt.

So stank nur dieser Zombie.

Ich drückte mich in die Nische hinein, leuchtete sie aus und spürte sofort den kalten Luftzug, der von oben her meinen Nacken und den Kopf traf. Es hatte ja so kommen müssen. Ich befand mich am Grund eines Schachts, der an die Oberfläche führte. Der Untoten war es bereits gelungen, über die Sprossen an der Wand in die Höhe zu klettern. Sie hatte die runde, helle Insel der Schachtöffnung fast erreicht.

Im ersten Moment war ich versucht, meine Waffe zu ziehen und zu schießen.

Dann ließ ich diesen Vorsatz fallen, denn ich wusste nicht, wo sich

das Ziel der lebenden Leiche befand.

Irgendetwas musste sie leiten, da gab es eine Triebfeder, und ich wollte unbedingt herausfinden, wer hinter allem steckte.

So kletterte ich dem Monster hinterher.

Es war nicht einfach, auf den glatten Sprossen den nötigen Halt zu finden. Zudem hatten sich einige Sprossen im Laufe der Zeit gelockert, sodass die Gefahr eines Abknickens bestand.

Zum Glück ging alles gut.

Ich erreichte den runden Schachtrand und war froh über die kalte Winterluft. Ich atmete tief durch und nahm den Rest der Strecke in Angriff.

Es waren nur noch zwei Sprossen, die ich überwinden musste.

Aber ich blieb vorsichtig. Die lebende Leiche hatte sicherlich nicht von allein den Deckel geöffnet, wahrscheinlich hatte sie einen Helfer, und der konnte durchaus in der Nähe lauern.

Sehr behutsam schob ich den Kopf in die Höhe. Bodenwind erfasste meine Haare, ließ sie flattern und wehte sie gegen meine Augen. Mir kam dabei der Gedanke, dass es Zeit wurde, mal wieder einen Friseur aufzusuchen.

Und da sah ich den Schatten.

Nicht der Zombie warf ihn. Zudem war er verdammt schnell und fuhr von oben nach unten auf mich zu.

Ich zog den Kopf ein und ließ mich gleichzeitig fallen.

Wie ich dem Schatten entging, wusste ich auch nicht. Jedenfalls rutschte ich mit den Füßen ab, mein Kopf prallte nach vorn. Ich schlug mit dem Kinn gegen eine Sprossenkante, hatte das Gefühl, einen Uppercut kassiert zu haben, griff nach, hielt mich an einer anderen Sprosse so hart fest, als würde mein Leben davon abhängen. Gleichzeitig musste ich einen Kopftreffer einstecken.

Wer und womit dieser unbekannte Schatten geschlagen hatte, konnte ich auf die Schnelle nicht feststellen. Ich sah nur den langen Gegenstand, der nicht mehr als ein huschendes Etwas war.

Vielleicht noch ein rotes Tuch und einen glänzenden Gegenstand.

Eindrücke, die mein Gehirn speicherte, die ich aber nicht verarbeiten konnte. Es gelang mir auch nicht, weitere Schlüsse zu ziehen.

Mein Sinnen und Trachten stand einzig danach, nicht von den Sprossen abzurutschen und in die Tiefe zu fallen, um womöglich mit zerschmetterten Knochen im Dreck bei den Ratten zu landen.

Womit man mich am Kopf erwischt hatte, war mir im Prinzip egal. Es war nur dieser verdammte, böse Schmerz, der durch meinen Schädel zog und mich fast zum Wahnsinn trieb.

Bewusstlos war ich nicht. Und mit den Schmerzen musste ich fertig werden.

Es war mehr als schwer. Das Zeitgefühl hatte ich verloren. Wie lange

ich an den Sprossen hing, wusste ich nicht. Hätte mein rechter Fuß nicht ebenfalls auf einer Sprosse den nötigen Halt gefunden, wäre ich längst in die Tiefe gefallen, so aber hing ich fest, und es gelang mir, mich allmählich zu erholen. Mein Gedankenapparat funktionierte wieder, und der Wille, es zu schaffen, war vorhanden.

So überwand ich meinen inneren Schweinehund und kletterte aus dem Schacht.

Zudem half mir die Wut darüber, dass es dem Zombie oder seinem Helfer gelungen war, mich auszuschalten.

Die letzte Strecke wurde zur Tortur. Zum Greifen nahe befand sich der Ausgang vor mir, aber ich musste mich regelrecht in die Höhe quälen. Manchmal wollten mir die Muskeln nicht gehorchen.

Kalter Wind wehte mir ins Gesicht. – Geschafft! Ich lag plötzlich neben der runden Schachtöffnung und keuchte wie ein Sportler nach dem Marathonlauf. Als ich aufstehen wollte, brach ich zusammen.

Es ging nicht mehr.

Flach fiel ich auf die kalte Erde und blieb dort liegen wie ein Toter.

***

Glenda brachte den Tee und musterte Suko, der noch immer Blätter abheftete und die fertigen Akten neben sich gestapelt hatte. »Unser Freund John lässt sich verdammt viel Zeit«, bemerkte sie spitz.

»Ja«, knurrte Suko.

»Ich habe noch einige Akten in meinem Büro. Du solltest…«

»Hör auf!«

Glenda lachte. »War nur eine Information.«

»Die hättest du dir schenken können.« Suko klappte einen Deckel zu und schlug mit der flachen Hand darauf. »Schluss für heute!«

Glenda Perkins stellte den Tee ab. »Warum bist du eigentlich nicht mitgefahren?«

Suko blickte sie an. »Ja, verdammt, weshalb bin ich nicht mitgefahren?«

»Eben.«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht hatte ich keine Lust, nach Heathrow zu gondeln.«

»Ein gläserner Sarg ist etwas Besonderes.«

Suko winkte ab. Er wollte etwas sagen, aber Glenda war schon wieder in ihrem Büro verschwunden. Sie kehrte bald zurück, da sie sich nur eine Tasse Kaffee geholt hatte.

Glenda trug Winterkleidung. Einen dicken Pullover aus dunkelgrüner Wolle, dazu eine grün-schwarz karierte Flanellhose. Das Haar wallte buschig um ihren Kopf, die Lippen waren blass geschminkt, und sie lächelte noch immer.

»Du hast gute Laune, wie?«

»Ja. Ärgert dich das?«
»Kaum, aber wenn du mir hilfst, vergeht die bestimmt.«
Glenda nahm dort Platz, wo sonst immer John Sinclair saß. »Lass uns erst was trinken. Dein Tee wird sonst kalt.« Glenda deutete nach draußen. »Das sieht nach Schnee aus. Solche Wolken kenne ich.«
»Im November kann ich darauf verzichten.«
»Man sagt, dass der Winter lang werden soll.«
»Mal sehen.«
Glenda merkte, dass mit Suko an diesem Tage nicht viel anzufangen war. Sie wechselte das Thema. »Sag mal, findest du nicht auch, dass John verflixt lange wegbleibt?«
»Nein.«
»Es sind schon mehrere Stunden. Er wollte sich doch nur einen Sarg ansehen. Zudem hörte ich, dass er angerufen hat damit man die gläserne Totenkiste abholt.«
»Ist das denn geschehen?«
»Weiß ich nicht. Du könntest mal nachfragen.«
»Vielleicht.«
Das Telefon meldete sich. Suko hob ab. Glenda hörte, wie er den Namen Mr. Madison sagte und gleich darauf die Frage stellte, was er für ihn tun könnte.
Er hörte zu, gab hin und wieder einen Kommentar, bis er plötzlich steif dasaß und fragte: »Was sagen Sie da? Eine lebende Leiche? Ein Zombie war die Frau?«
Glenda Perkins erbleichte, als sie die Worte vernahm. Plötzlich sah sie John Sinclairs Mission mit anderen Augen an. Da konnte der aus Indien stammende gläserne Sarg mitsamt Inhalt zu einer lebensgefährlichen Sache werden.
Suko hörte ruhig zu und fragte zum Schluss: »Ansonsten wissen Sie nichts über Mr. Sinclair?«
»Nein, tut mir Leid.« Der Mann hatte so laut gesprochen, dass Glenda sogar die Worte verstand.
Als Suko auflegte, hatte sein Gesicht einen nachdenklichen Ausdruck angenommen.
»Was ist denn passiert?«
»Eine üble Sache scheint das zu sein. Der gläserne Sarg aus Indien war mit einem Zombie besetzt, und den jagt John jetzt.«
»Wo?«
»In der Unterwelt.«
»Wieso?«
»Der Zombie floh in die Abwässerkanäle. John hinterher, und dann passierte es eben. Jetzt sind beide verschwunden.«
»Mein Gott, das kann…«
Suko winkte ab. »Beruhige dich, du bekommst ihn schon wieder heil

zurück. Denk doch mal nach. Was will ein Zombie gegen John ausrichten, der dem Teufel persönlich schon ins Gesicht gespuckt hat? Das ist doch einfach lächerlich. Der Untote wird gegen John kaum etwas ausrichten können, das musst auch du einsehen.«

»Möglich, aber…«

Wieder klingelte das Telefon. Diesmal nahm Glenda ab, weil Suko seine Teetasse in der Hand hielt.

»Ja, Sir James. Suko ist hier. Gut, ich sage ihm dann Bescheid, dass er zu Ihnen kommt.«

Der Inspektor war schon aufgestanden. Er hatte die Tasse geleert.

»Ich weiß Bescheid, der Meister aller Klassen hat gerufen.«

»Ja.«

»Wie klang seine Stimme?«, fragte Suko, schon an der Tür stehend.

»Ziemlich normal.«

»Also scheint es nicht zu brennen.«

»Und John?«, rief Glenda noch.

Suko blieb stehen und hob die Schultern. »Kann ich auch nichts machen. Wie gesagt, nur ein Zombie, den schafft er mit links.« Der Chinese nickte der dunkelhaarigen Glenda noch einmal zu und machte sich auf den Weg zu Sir James.

Der war nicht allein. Bei ihm befand sich ein weißhaariger Mann, der einen ebenso weißen Oberlippenbart trug und insgesamt sehr gepflegt aussah. Bei genauerem Hinsehen jedoch bemerkte Suko, dass dieser Mensch wohl einige Probleme hatte, jedenfalls machte er auf den Inspektor einen nervösen Eindruck.

»Das ist Leroy Thompson«, wurde Suko der Mann von seinem Chef vorgestellt.

Schon beim Händedruck der beiden horchte der Inspektor auf.

»Moment mal, Thompson?«

»Sie lesen auch die Zeitung, wie?«

Suko nickte. »Dann sind Sie also der Mann, dessen Enkelin man umgebracht hat.«

»Genau, bei ihrer Verlobung.«

»Und die Spur des Mörders verliert sich.«

»Sie ist erst gar nicht aufgenommen worden.«

Die Männer hatten sich inzwischen gesetzt. Suko merkte, dass der Besucher getrunken hatte. Eine leichte Whiskyfahne wehte vor seinen Lippen. »Bitte, Mr. Thompson, berichten Sie.«

Der weißhaarige Mann nickte. »Es ist so, dass ich nicht freiwillig gekommen bin, aber mein Freund Sir Reginald Clifton sprach davon, dass Sie die richtige Anlaufstation für mich wären, Sir James. Wie Sie sich vorstellen können, geht es um den Mord an meiner Enkelin Mary.«

Der Mann begann zu berichten, und er schüttete den beiden

Zuhörern regelrecht sein Herz aus.
Suko und Sir James hörten gespannt zu und erfuhren tatsächlich eine kaum glaubliche Geschichte.
»So und nicht anders hat sich alles abgespielt. Wir drei stehen auf der Liste des Henkers und sind aufgerufen worden, uns in unserem alten Lokal am Stammtisch zu treffen.«
»Werden Sie hingehen?«, fragte Sir James.
»Nach dieser Drohung bleibt uns nichts anderes übrig. Wir möchten nicht, dass noch mehr Blut vergossen wird.«
»Aber Sie haben damals Blut vergossen«, gab Suko zu bedenken.
Er erntete einen scharfen Blick. »Das ist etwas anderes. Es waren andere Zeiten, wir waren an der Front, hielten Indien besetzt. Es war Krieg. Nun, das Mädchen war eines von vielen, wenn auch…«
»Es war ein Mensch!«
Suko hatte so hart gesprochen, dass Leroy Thompson zusammenzuckte. »Ja, das war die Kleine, aber sie hat uns allen den Kopf verdreht. Wir standen unter Stress, lebten unter extremen Bedingungen, England war weit. Viele haben sich in Indien nicht so wie im Mutterland verhalten. Man muss das verstehen, wir konnten uns zudem keinen Skandal erlauben, so ist es dann passiert.«
Sir James unterbrach ihn. »Dieses Mädchen wurde geköpft.«
»Ja.«
»Wie hieß es denn?«
»Mari.«
»Und wer hat die Tat begangen?«, wollte Suko wissen.
»Dieser Henker, dessen Geist mir im Waschraum erschien.«
»Eine alte Rache«, murmelte Suko. »So etwas erleben wir nicht zum ersten Mal.«
»Aber das ist doch Wahnsinn!«, schrie Thompson. »Dagegen muss man doch etwas tun. Sie sollen uns schützen, wenn wir heute Abend in das Gasthaus gehen. Ist das klar?«
»Natürlich. Wo finden wir das Haus denn?«
Thompson griff in die rechte Außentasche seines dunkelgrauen Mantels und holte einen Zettel hervor, den er auseinander faltete.
»Hier habe ich es Ihnen aufgezeichnet.«
Suko nahm das Papier entgegen. Die Zeichnung war sehr genau.
»Wollen Sie es sich ansehen?«, fragte der Inspektor seinen Chef.
Sir James schüttelte den Kopf. »Wenn Sie damit klarkommen, nicht.«
Leroy Thompson räusperte sich. »Kann ich mich darauf verlassen, dass Sie erscheinen werden?«
»Ja«, erklärte Suko.
»Mein Freund Sir Reginald sprach von einem gewissen John Sinclair. Der kann sich nicht zufällig um die Sache kümmern? Nichts gegen Sie, Inspektor, aber…«

Die Mundwinkel des Superintendenten zuckten. »Sie brauchen keine Sorgen zu haben, Mr. Thompson. Der Inspektor ist ein ausgezeichneter Mann. Er kennt…«

»Tut mir Leid, aber ich…«

»Schon erledigt!«

Leroy Thompson merkte, dass er störte. Deshalb stand er auf. Zurückgehalten wurde er nicht. Wie ein gebrochener Mann verließ er das Büro des Superintendenten.

»Ich mag ihn nicht«, sagte Suko. »Er ist ein Rassist. Haben Sie bemerkt, Sir, wie er über die Inder sprach?«

»Natürlich.«

»Man sollte ihn und seine Kumpane wirklich mit ihren Problemen allein lassen.«

Sir James wiegte den Kopf. »Wollen Sie das wirklich? Wenn ja, würden Sie sich mit denen doch auf eine Stufe stellen, und das wäre nicht gut.«

»Sorry, Sir, aber mich überkam es eben. Auch ich bin nur ein Mensch. Diese Meinung werden wir wohl nie ausrotten können.«

Suko lehnte sich zurück und wechselte das Thema. »Es geht um John. Wissen Sie über seine Mission Bescheid? Wissen Sie, was geschehen ist?«

»Er ist in Heathrow draußen.«

»Ja und nein.« Suko berichtete von dem Anruf eines gewissen Mr. Madison und was er ihm über die Entwicklung des Falls gesagt hatte.

Auch der Superintendent zog ein besorgtes Gesicht. »Könnte es sein, dass John in ein Wespennest gestochen hat?«

»Möglich. Und zwar in ein indisches«, erwiderte Suko.

»Zu viel Indien, meinen Sie nicht?«

»Doch.«

Sir James nickte. »Fassen wir doch mal zusammen. Da erreicht uns ein Anruf von Mandra Korab, der berichtet, dass jemand einen gläsernen Sarg auf die Reise geschickt hat. Und in dem Sarg liegt eine Frau, die vor ungefähr vierzig Jahren gestorben und nicht verwest ist. Das stellte man fest, als man den Sarg fand. Frage: Wer hat ihn gefunden, und wer hat den Auftrag gegeben, ihn nach London zu schicken? Der Sarg trifft mit seiner makabren Fracht hier ein. John will ihn sich ansehen und stellt fest, dass die Tote ein Zombie ist, der verschwindet. Er flieht durch die Kanalisation und wird von Sinclair verfolgt.«

»Genau, Sir. Und Sie bekommen von einem gewissen Leroy Thompson Besuch, dessen Enkelin ermordet wurde. Angeblich von einem Geist oder einem Henker, der auch schon längst verstorben ist. Eine alte Rache, die in Indien, ungefähr vor vierzig Jahren, ihren Ursprung gehabt hat.«

»Richtig.«
Suko zählte es an den Fingern ab. »Indien, das Mädchen, die Ermordete. Ich bin fast der Ansicht, dass die Untote und das damals getötete Mädchen namens Mari identisch sind. Oder wie sehen Sie das, Sir?«
»Keine Abstriche.«
»Dann wäre ja alles klar.«
»Wie meinen Sie das?«
»Wenn ich heute Abend als ungeladener Gast am Stammtisch des Henkers erscheine, kann es durchaus sein, dass ich das vor über vierzig Jahren getötete Mädchen dort antreffe.«
»Und John?«
»Ihn möglicherweise auch.«
Sir James nahm einen Bleistift und ließ ihn zwischen seinen Fingern kreisen. »Das ist starker Tobak«, sagte er und nickte. »Aber haben wir nicht schon die tollsten Dinge erlebt? Ich meine, ja. Deshalb sollten wir davon ausgehen, dass aus zwei Fällen einer geworden ist.« Er sah Suko an. »Wollen Sie noch nach Heathrow raus?«
»Nein, Sir, das kann ich mir schenken. John wird die Sache schon erledigen.«
»Das hoffe ich auch. Weshalb haben wir denn noch keine Nachricht von ihm?«
»Kennen Sie die Größe des Kanalisationsnetzes?«
»Nein.«
Suko hob die Schultern. »Dann würde ich mir auch keine zu großen Sorgen machen.«
Der Superintendent nickte. »Möglicherweise haben Sie Recht. Wann wollen Sie denn losfahren?«
»Nicht zu spät.«
»Das heißt, Sie möchten sich noch ein wenig in der Hütte oder deren Umgebung umschauen.«
»So ist es.«
»Gut. Wenn John zurück ist, werde ich ihn sofort informieren.«
Die beiden Männer verabschiedeten sich. Sir James sagte noch:
»Ich will Ihnen keine Vorschriften machen, Suko, aber Sie wissen ja. Lassen Sie persönliche Motive aus dem Spiel. Wir müssen als Polizei objektiv sein und bleiben.«
»Ich weiß, Sir.« Suko verschwand. Er ging die wenigen Schritte zu seinem und John Sinclairs Büro zurück, wo Glenda ihn bereits erwartete. Sie hatte die Akten weggeräumt.
»Damit wird es wohl nichts mehr, oder?«
»Richtig. Die können mir gestohlen bleiben. Hat sich John schon gemeldet?«
»Nein, noch immer nicht. Allmählich werden meine Sorgen stärker,

das kannst du mir glauben.«

Suko blieb stehen und warf einen nachdenklichen Blick aus dem Fenster. Er sah den bleigrauen Himmel, durch dessen Fläche nur hin und wieder lange Wolkenfinger glitten. Es schneite nicht. Wahrscheinlich war es mehr Hochnebel, der über der Stadt lag.

»Was ist, Suko?« Er hörte Glendas Stimme dicht neben sich.

»Du wirst es kaum glauben, Mädchen. Wahrscheinlich arbeiten John und ich sogar an demselben Fall.«

»Tatsächlich?«

»Es sieht so aus. Nur weiß er davon nichts. Wenn er kommt, schicke ihn bitte sofort zu Sir James.«

»Und du?«

Suko blickte in Glendas große Augen. »Ich werde einen Stammtisch besuchen. Aber einen besonderen. Den Stammtisch des Henkers!«

***

Irgendjemand oder irgendetwas fasste mich an, und ich hörte Stimmen, die meilenweit entfernt zu sein schienen, so schwach drangen sie an meine Ohren. »Der Kerl ist wahnsinnig, sich in der Kälte hinzulegen, dazu noch neben einem offenen Schacht. So kann man leicht erfrieren.«

»Vielleicht ist er auch voll.«

»Nein, das hätte ich gerochen.« Jemand zog mich weiter, und ich hörte wieder die Stimme. »Verflucht, die Beule auf seinem Kopf ist nicht von schlechten Eltern. Der hat einen über den Schädel bekommen.«

»Ich informiere den Sicherheitschef.«

»Wäre nicht schlecht.«

Nach dieser Antwort hörte ich nichts mehr. Vielleicht trat ich auch geistig weg und erwachte erst wieder, als ich die Wärme spürte. Das war im Fond eines Autos. Ich schaute in ein fremdes Gesicht.

Der Mann trug eine Uniform. Er gehörte zur Sicherheitstruppe des Airports, die von einer privaten Gesellschaft gestellt wurde und das Außengelände jenseits des Zauns kontrollierte.

Der Typ schaute mich an, als hätte er einen besonderen Fang gemacht. »Da wirst du uns aber einiges zu erklären haben, mein Lieber. Uns, deinen Lebensrettern.«

»Dafür bedanke ich mich.«

»Keine Ursache. Wir haben deine Kanone gefunden und sie dir abgenommen. Nur, damit du Bescheid weißt.«

»Haben Sie ein Telefon im Wagen?«

Der andere war von meiner Frage so überrascht worden, dass er sie bejahte.

»Das ist gut, dann werde ich…«

»Gar nichts wirst du.« Der Kerl streckte mir seine Hand entgegen und drückte mich zurück, als ich mich erheben wollte. »Wer mit einem Ballermann am Airport erwischt wird, bekommt eine Sonderbehandlung, das kann ich dir versichern.«

Ich verdrehte die Augen. In meinem Kopf mussten sich die tollsten Szenen abspielen, denn die Stiche breiteten sich nach allen Seiten hin aus und prallten immer wieder gegen die Unterseite der Schädeldecke. Ich war nicht gut drauf, aber ich konnte keine Rücksicht auf mich selbst nehmen. Immer wieder dachte ich an die lebende Leiche und ihren geheimnisvollen Helfer, der mich niedergeschlagen hatte.

»Sie wissen viel, aber nicht alles«, sagte ich stöhnend. »Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen etwas zeige?«

»Meinetwegen.«

Er ließ es tatsächlich zu, dass ich in die Tasche griff und meinen Ausweis hervorholte. Er riss ihn mir aus den Fingern, las den Text und erlitt einen leichten Hustenanfall.

Soeben kehrte sein Kollege zurück, der den Deckel wieder geschlossen hatte. Die beiden besprachen sich, wussten nicht, was sie tun sollten, und ich fragte wieder nach einem Telefon.

Man reichte mir den Hörer rüber.

»Kann ich einen Mr. Madison von hier aus erreichen?«

»Wer ist das?«

»Ein Mensch vom Zoll.«

»Ja, Sie müssen eine zentrale Sammelnummer wählen. Warten Sie, ich mache das für Sie.«

Es war der zweite Wächter, der sich so kollegial zeigte, während ich inzwischen meinen Ausweis wieder einsteckte. Es dauerte nicht lange, da hatte ich Madison an der Strippe. Leider musste ich ihm eingestehen, welch ein Fehler mir unterlaufen war, aber Madison sah das nicht so.

»Was machen Sie sich Vorwürfe, Sir? Diese lebende Leiche hatte eben einen zu großen Vorsprung. Das ist es gewesen.«

Ich lachte kratzig. »Möglich. Wie sieht es denn bei Ihnen aus? Wie geht es dem Jungen?«

»Der liegt im Hospital. Außerdem ist der Sarg von Yard-Beamten abgeholt worden.«

»Das ist gut.«

»Kommen Sie noch einmal zurück, Sir?«

»Ich will meinen Wagen abholen.«

Madison war erstaunt. »Sie wollen fahren?«

»Natürlich, der Fall geht weiter. Ich kann es mir nicht leisten, die Spur einfach sausen zu lassen.«

»Wo wollen Sie diese aufnehmen?«

»Zunächst fahre ich zum Yard. Wenn etwas ist, erreichen Sie mich

dort. Bis später vielleicht.«

»Ja, bis später und alles Gute.«

Ich reichte den Hörer wieder rüber. Die Männer hatten zugehört und starrten mich aus großen Augen an. »Wollen Sie tatsächlich selbst fahren?«, wurde ich gefragt.

»Ja, natürlich.«

»Das ist doch…«

Ich winkte ab. »Klar. Aber ich habe im Handschuhfach Schmerztabletten. Die haben mir bisher immer geholfen.«

»Wie Sie wollen. Und wo steht Ihr Fahrzeug?«

»Wir müssen wieder auf das Airport-Gelände.«

»Okay.«

Natürlich war ich nicht in Bestform, aber ich durfte nicht nachgeben, sonst tauchte dieser verdammte Zombie mit seinem Helfer unter.

Manchmal ging eben alles schief. Ziemlich betrübt starrte ich aus dem Fenster. Die Kopfschmerzen machten mir zu schaffen.

Ein grauer Tag mit Hochnebel. Ebenso grau fühlte auch ich mich in meiner Stimmung. Zudem bedrückte mich eine Frage immer quälender.

Was hatten der Zombie und sein Helfer vor?

***

Die drei Männer hatten sich besprochen und wollten mit einem Taxi zu ihrem gemeinsamen Ziel fahren. Sie hatten zwar alle selbst einen Führerschein, aber keiner von ihnen fühlte sich in der Lage zu fahren.

Während der Fahrt sprachen sie nicht. Leroy Thompson hatte neben dem Fahrer seinen Platz gefunden, die anderen beiden saßen im Fond. Arthur Kennon Drinkfield steif wie ein Ladestock, Sir Reginald Clifton dagegen hatte sich in die Ecke gedrückt und nahm hin und wieder einen Schluck aus seiner flachen Whiskyflasche.

Sie alle hatte der Fluch einer Vergangenheit eingeholt, die von ihnen längst verbannt worden war. Jetzt konnten sie ihm nicht mehr ausweichen und mussten sich ihm stellen.

Ein wenig beruhigt waren sie schon gewesen, als ihnen Leroy Thompson von seinem Besuch bei Sir James berichtet hatte. Zwar hatte nicht dieser Sinclair zu ihrem Schutz abgestellt werden können, dafür ein anderer Kollege, doch angeblich sollte auch der schon gewisse Erfolge errungen haben.

Man würde sehen.

Die Fahrt dauerte ihre Zeit. Auch der Driver gehörte nicht zu den gesprächigen Menschen, und so herrschte in dem Fahrzeug ein nahezu bedrückendes Schweigen.

Ihr ehemaliges Stammlokal lag auf dem flachen Land. Es hatte einmal als Ausflugslokal gedient, doch die Geschäfte waren immer

schlechter gelaufen, und so war zum Schluss nur das kleine Gasthaus übrig geblieben, in dem sich nur wenig Eingeweihte trafen.

Der Besitzer hatte es bis zu seinem Tod geführt. Ein Nachpächter war nicht gefunden worden.

Wie das Haus jetzt aussah, wusste keiner von ihnen, denn sie waren schon seit Jahren nicht mehr dort gewesen.

London blieb zurück, der Verkehr nahm ab, dafür huschten Nebelschwaden über die Fahrbahn. Dünne Schleier, die sich nahe der Themse selten auflösten.

Die Sonne stand als halbkreisförmige, dunkelrote Scheibe am Horizont. Nicht mehr lange, dann würde sich die Dunkelheit über das Land legen.

»Ist aber eine einsame Gegend«, sagte der Fahrer plötzlich.

»Das wissen wir«, antwortete Leroy Thompson.

»Soll ich Sie wieder abholen?«

»Nein.«

Damit erschöpfte sich das Gespräch. Sie bogen weg vom Fluss und fuhren durch kleine Waldstücke. Die sahen aus wie dunkle, von Schleiern umwehte Inseln.

Die Straßen führten an ihnen vorbei. Jeder der drei kannte den Weg. Sie waren ihn oft genug gefahren.

Manchmal begegneten ihnen Bauern. Sie hockten auf ihren Treckern, die mit Runkeln beladene Wagen hinter sich herzogen. Über diese Straße konnte auch das Schloss der Windsors erreicht werden, aber so weit wollten die Männer nicht.

Sie schauten aus dem Fenster. Jetzt aufmerksamer als zu Beginn der Fahrt, denn sie erinnerten sich wieder an diese so schweigende Umgebung, in der sie früher ihre Treffen abgehalten hatten.

»Fahren Sie die nächste Abzweigung rechts«, wies Leroy Thompson den Fahrer an.

»Verstanden.«

Es war nur ein schmaler Weg, der zu dem Gasthaus führte. Der Wald wuchs zu beiden Seiten, aber weiter entfernt. Früher war die unbefestigte Straße besser zu erkennen gewesen, jetzt war sie von einem dichten Grasteppich bewachsen, auch die sonst tief eingefahrenen Reifenspuren kerbten sich nicht mehr so muldenförmig ein.

Sie sahen das Haus schon von der Einbiegung aus. Dünne Nebelfäden umschlangen es mit ihrem hellen Grau, und es wirkte wie ein altes Geisterhaus, in dem Gespenster ihren Unterschlupf gefunden hatten.

»Soll ich stoppen?«

»Ja.«

Der Fahrer bremste ab. Clifton und Drinkfield stiegen aus.

Thompson blieb noch sitzen und zahlte die Rechnung. Er legte ein

Trinkgeld hinzu. Danach verließ auch er den Wagen. Die drei alten Männer sahen zu, wie das Taxi gewendet wurde und in Richtung London zurückfuhr. Sie sprachen erst, als sie den Wagen nicht mehr sahen.

»Da sind wir nun!«, meinte Sir Reginald Clifton mit rauer Stimme und schaute sich um.

»Suchst du was?«, erkundigte sich Drinkfield.

»Leroy hatte doch von einem Schutz gesprochen, aber ich kann niemanden entdecken.« Seine Stimme hatte jetzt einen lauernden Unterton. »Man wird uns doch nicht geleimt haben?«

»Nein, das glaube ich nicht. Außerdem habe ich dem Mann gesagt, dass er sich zurückhalten soll. Gewissermaßen aus einer sicheren Deckung heraus operieren.«

»Das ist nicht schlecht!«, meinte Arthur Kennon Drinkfield.

»Wirklich nicht schlecht.«

Sie machten sich auf den Weg. Drei dunkle Gestalten, die nebeneinander gingen. Einer sogar auf einen Stock gestützt. Relikte aus der Vergangenheit. Menschen, die wirkten, als würden sie zu einem Duell schreiten, das auf einer Wiese stattfinden sollte.

Der Wind wehte ihnen entgegen und spielte mit ihren Mantelschößen, die er in die Höhe drückte. Nebelfetzen legten sich feucht auf ihre alte Haut. Drinkfields Monokel beschlug. Er ließ es aus der Augenöffnung fallen.

Sie redeten nicht und sahen sich um. Die anderen Gebäude machten einen heruntergekommenen Eindruck. Der Anbau war längst verfallen. Das Restaurant mit der Veranda davor hatte kein Dach mehr. Nur das älteste Gebäude stand noch. Dort hatten sie sich immer getroffen.

Der Untergrund war weich und mit dichtem Gras bewachsen, das bereits einen herbstlich trüben Schimmer angenommen hatte. An den Gräsern klebte die Feuchtigkeit. Irgendwo in der Nähe lag ein Froschteich. Das Quaken durchbrach die lastende Stille.

Von ihrem Beschützer hatten sie nichts gesehen. Ebenso wenig war ihnen der geheimnisvolle Henker begegnet, und die drei Männer kamen sich ziemlich verlassen vor.

Je mehr sie sich dem Haus näherten, umso zögernder gingen sie.

Es war eine natürliche Reaktion, die Angst vor dem Unbekannten und nicht Greifbaren steckte ihnen allen in den Knochen.

»Kommt«, sagte Leroy Thompson. »Es nützt doch nichts, wenn wir zögern.«

»Da brennt Licht«, sagte Drinkfield plötzlich. Er hatte sein inzwischen wieder blank geriebenes Monokel eingeklemmt und konnte am besten von ihnen sehen.

»Im Haus?«, fragte Sir Reginald.

»Wo sonst?«

»Dann ist er schon da!«, hauchte Leroy Thompson mit Grabesstimme. »Großer Lord, steh uns bei!«

»An den hätten wir schon damals denken sollen«, erklärte Drinkfield mit seiner Reibeisenstimme. »Ach, ich wollte euch noch etwas sagen. Ich habe übrigens meine alte Dienstpistole mitgenommen. Habt ihr auch eure Waffen?«

»Nein.«

»Das ist schlecht. Im Falle einer Gefahr verlasse ich mich lieber auf mich selbst.«

»Dann kannst du uns ja beschützen«, meinte Sir Reginald Clifton.

»Man kann Geister nicht mit Kugeln töten«, warf Thompson ein.

»Wusstet ihr das nicht?«

»Falls es sie gibt.«

»Reggi, ich wünschte mir, du hättest Recht.«

Es waren die letzten Worte, die sie sagten, denn sie hatten das alte Haus erreicht.

Wie früher auch, blieben sie für einen Moment vor dem Eingang stehen. Nur zog sich dieser Moment in die Länge, denn niemand traute sich so recht, den Anfang zu machen.

Über der Tür hing noch immer die Laterne. Ihr Glas war zerbrochen. In den viereckigen Eisenzylinder kroch der Nebel wie mit dünnen Fingern hinein. Auch die meisten Fensterscheiben hatten Lücken, durch die der Wind pfiff. Das Holz hatte seine Beize längst verloren. Es sah alt und verwittert aus. Außerdem wirkte es so, als würde es jeden Augenblick unter der Last des noch immer intakten Dachs zusammenbrechen.

Drinkfield sonderte sich ein wenig ab und schaute durch ein Loch in der Scheibe.

»Was siehst du?«

»Nicht viel.«

»Aber es brennt Licht?«

»Ja. Zwei Lampen.«

»Gibt es denn hier Strom?« Leroy hatte die Frage gestellt.

»Nein. Das sind alte Petroleumleuchten.«

Clifton nahm wieder einen Schluck aus dem Flachmann. Thompson warnte ihn. »Du solltest nüchtern bleiben, Reggi.«

Der Mann mit der Glatze winkte ab. »So oder so kaputt. Was soll es denn, verdammt? Wenn ich sterbe, spielt es keine Rolle, ob ich voll bin oder nicht.«

»Ich will aber leben«, sagte Drinkfield, »und deshalb sehe ich mir die alte Bude an.« Er drückte Clifton zur Seite.

Als Erster trat er über die Schwelle, die anderen folgten ihm langsamer. Niemand sprach mehr. Nur ihre Schritte waren zu hören, die auf den alten Bohlen unnatürlich dumpf klangen.

Der Gastraum war ziemlich groß. Und in der Ecke befand sich der runde Tisch.

Ihr Tisch.

Er stand dort noch immer, aber er war zum Stammtisch des Henkers geworden.

Auf der runden Platte lagen die Utensilien des Mörders.

Ein Schwert und eine Axt!

***

Die drei alten Männer blieben stehen, wie vom Donner gerührt. Jetzt wussten auch Clifton und Drinkfield, dass ihnen ihr Freund keinen Bären aufgebunden hatte.

Der Henker erwartete sie tatsächlich!

Sie hatten keinen Blick für die übrige Einrichtung, die ebenfalls verfallen war. Die Tische zeigten Risse und Sprünge. Bei den Stühlen war es ähnlich. Kaum einer stand noch auf seinen Beinen. Die meisten lagen auf dem feuchten Boden.

Durch die Löcher in den Fensterscheiben drangen die Nebelschwaden lautlos in das Innere des Gasthofs und glitten wie Geisterfinger in die Nähe der beiden Lampen, wo sie dann rot-gelb schimmerten.

Vier Stühle umstanden den Stammtisch des Henkers. Sie hatten hohe Lehnen, waren aber auf ihren Sitzflächen nicht gepolstert.

Nicht weit davon entfernt befand sich ein Fenster mit noch nicht zerstörter Scheibe. Darunter stand eine alte Sitzbank. Auf ihrer Fläche lag der Staub fingerdick. Besonders gut zu erkennen, weil dort ebenfalls eine Petroleumlampe hing und ihr Licht auf die Bank streute.

Leroy Thompson fand als Erster die Sprache wieder. »So wie der Tisch gedeckt ist, sieht mir das ganz nach einer Einladung aus«, erklärte er. »Wir sollten sie annehmen.«

»Fehlen nur noch die Getränke!«, krächzte der glatzköpfige und geierhaft wirkende Reginald. Er klopfte zweimal mit seinem Stock gegen den Tisch, als könnte er den Henker damit herbeilocken.

»Du hast doch etwas!«, hielt ihm Drinkfield vor. Er machte wieder den Anfang und holte sich den Stuhl heran, auf dem er früher immer gesessen hatte.

Das Schaben der Stuhlbeine auf dem Holzboden war das einzige Geräusch in der Stille.

Steif blieben die Männer sitzen. Nur Sir Reginald Clifton hockte krumm auf seinem Platz.

Sie sprachen nicht, sie warteten. Nicht sie hatten die Regie übernommen, sondern ein anderer, der sich bisher noch nicht gezeigt hatte. Und keiner von ihnen wagte, die Waffen des Henkers anzufassen, aber sie erinnerten sich genau an sie, denn die gleichen Waffen hatte der Henker damals in Indien getragen.

Mit der Klinge des Schwerts war das Mädchen Mari geköpft worden.

Und wieder verstrichen die Minuten. Nur Reginald atmete lauter.

Er wollte wieder seine Flasche hervorholen, Drinkfield aber legte ihm eine Hand auf den Arm.

»Lass es!«

Clifton ließ den Flachmann stecken.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Kein Lichtstrahl schob sich in das Gasthaus. Die Fenster malten sich dunkel ab wie die Eingänge viereckiger Tunnels.

Allmählich veränderte sich die Atmosphäre. Obwohl die drei Männer nicht darüber sprachen, hatte jeder das Gefühl, als würde sie unheimlicher werden.

Vielleicht lag es auch an der Kälte. Sie hatte sich innerhalb der Gaststube eingenistet und kroch von unten her durch die Schuhe in ihre Füße und Beine hinein.

Eine normale Kälte, aber die drei Wartenden empfanden sie anders. Sie kam ihnen vor wie ein erster Gruß des Todes, den der Sensenmann ausgeschickt hatte, um seine Ankunft anzukündigen.

Sie wussten, dass dieses Gasthaus auch eine erste Etage besaß.

Dort hatte früher der Wirt mit seiner Familie gewohnt. Eine alte Holztreppe führte hoch.

Ob die Treppe noch in Ordnung war oder nicht, wusste keiner von ihnen. Jedenfalls vernahmen sie aus dieser Richtung die dumpfen Geräusche, und sie hörten sich an wie Schritte.

Die alten Kameraden lauschten. Drinkfield hatte sich auf seinem Stuhl gedreht und starrte dort hinüber. Der Anfang der Stiege lag versteckt in einer Nische, nicht weit von der Theke entfernt. Dort nistete die tiefe Finsternis, als wäre sie dahingemalt worden.

Und die Schritte wurden lauter.

Ein Beweis dafür, dass sich der Unbekannte näherte. Es konnte nur der Henker sein, denn keiner der drei glaubte, dass sich ihr Bewacher, von dem sie bisher nichts gesehen hatten, zeigen würde.

Und dann war er da.

In der Nische zeichnete sich schemenhaft eine Gestalt ab. Sie bewegte sich, als sie die Nische verließ, und die Schrittfolge nahm einen völlig anderen Klang an.

Er kam.

Nackt war sein Oberkörper. Über seinen Kopf hatte er die übliche rote Kapuze gestreift, die nur die Schlitze für seine Augen freiließ.

Wie kleine Hügel stachen die Muskeln an den Oberarmen hervor.

Seine Hände waren breit und kräftig, ebenso wie die Finger.

So kam er näher.

Der Henker aus Indien, der längst hätte tot sein müssen, jetzt aber Genugtuung forderte.

Den drei Männern trat allmählich der Angstschweiß auf die Stirn, während sie mit furchtsamen Blicken der unheimlichen Gestalt entgegenschauten.

***

Es hielt sich noch jemand im Gasthaus auf. Nur war der von den drei Ankömmlingen nicht entdeckt worden.

Dieser Jemand war Suko, und er hatte die Strecke bis zu seinem Ziel im Sattel der Harley zurückgelegt, die Maschine aber so versteckt, dass sie nicht entdeckt werden konnte.

Wie eine Katze um den heißen Brei war Suko um das Haus geschlichen. Als er nichts Verdächtiges fand, war er in das leere Gasthaus gegangen, hatte es durchsucht, zwar einen Keller gefunden, aber den hatte man zugeschüttet.

Zumindest die nach unten führende Treppe. Suko hätte sich gern in den Räumen versteckt. Da dies nicht möglich gewesen war, musste er sich einen anderen Platz suchen, wo er nicht so schnell entdeckt werden konnte, und da war ihm die zweite, nach oben führende Treppe gerade recht gewesen.

So hatte Suko die weichen Holzstufen erklommen und sich dort oben verborgen.

Er musste in einer alten Wohnung gelandet sein, denn dort gab es mehrere Zimmer. In einem standen noch alte Möbel. Ihr Holz war weich und faulig geworden.

Nur noch wenig Glas steckte in den Rahmen der kleinen Fenster.

Draußen hatte sich der erste Abendnebel gebildet, und seine langen Streifen krochen in die Wohnung.

Vom Henker hatte Suko keine Spur entdeckt und auch keine Abdrücke auf dem Boden.

Vielleicht war er noch nicht eingetroffen, obwohl sich der Inspektor dies schlecht vorstellen konnte.

Und so wartete er.

Er hatte sich einen Platz an der Vorderseite des Hauses ausgesucht. Dicht neben einem Fenster saß er auf einem wackligen Stuhl und blickte in die Richtung, aus der die drei Männer kommen mussten.

Eine Viertelstunde verging, ohne dass sich etwas getan hätte. Die Kühle nahm zu, der Nebel auch, und seine langen, grauen Arme trieben wie durchlöcherte Kleiderfetzen über die breite Wiese vor dem Haus.

Als noch weitere zehn Minuten herum waren, sah der Inspektor einen düsteren Schatten, der sich bewegte und schließlich stoppte.

Es war ein Auto, ein Londoner Taxi. Aus ihm stiegen die drei Männer, die erst zum Haus gingen, nachdem das Taxi weggefahren war.

Sie gingen sehr langsam, als hätten sie jetzt schon Angst, vom Henker überrascht zu werden.

Suko musterte die drei lange und schüttelte den Kopf. Nein, rüstig waren sie alle nicht mehr. Wahrscheinlich nur verbohrt. Sie gehörten zu den Menschen, die ihre Ansichten auch dann nicht änderten, wenn vierzig Jahre vergangen waren.

Einer von ihnen musste sich auf einem Stock abstützen. Er ging krumm. Sein kahler Kopf glänzte wie eine Kugel. Aber die Nebelfetzen, die ihn umgaben, waren sicherlich kein Heiligenschein. Die drei Männer hatten eine schwere Schuld auf sich geladen. Jetzt wollten sie sich stellen. Sie hätten es nie freiwillig getan, sie waren unter Druck gesetzt worden. Und Suko dachte daran, welch brutales Verbrechen diese drei alten Menschen auf dem Kerbholz hatten.

Es war für ihn nicht zu fassen. Er konnte sich einfach nicht in ihre Lage hineinversetzen, und er hätte sicherlich nicht so gehandelt wie die drei.

Der Chinese zog sich etwas zurück. Dabei erinnerte er sich an die mahnenden Worte, die ihm Sir James mit auf den Weg gegeben hatte. Nur keine persönlichen Gefühle mit in den Fall hineinbringen.

Alles nur cool sehen, sonst verlor man den Überblick oder ging vor die Hunde.

Sie waren nicht sehr schnell gegangen, durchaus verständlich in ihrer Situation, und Suko, der nicht mehr aus dem Fenster sah, hörte sie nur noch.

Sie blieben vor der Tür stehen, doch wenige Augenblicke später hatten sie die Gaststube betreten, und der Chinese vernahm das Echo ihrer schleifenden Schritte, als sie die Gaststätte betraten.

Danach vernahm er andere Geräusche. Er konnte sich vorstellen, dass ein Tisch oder Stühle gerückt wurden.

Anschließend wurde es wieder ruhig. Auch Suko kam die Ruhe unnatürlich vor. Er tat nichts, er blieb in diesem oberen Zimmer und wartete darauf, dass die eigentliche Hauptperson des Falles die Regie übernehmen würde.

Draußen wurde es dunkel.

Wie lange würde er noch warten müssen? Suko spielte mit dem Gedanken, nach unten zu laufen und sich den drei Männern zu zeigen, damit sie beruhigt waren.

Er tat es nicht, denn er gönnte diesen Leuten ihre Strafe. Sollten sie warten, hoffen und gleichzeitig zittern. Das bedeutete schließlich keine Lebensgefahr.

Es dauerte nicht mehr lange, als ein Ereignis eintrat, das Suko die Entscheidung abnahm.

Wieder hörte er Schritte.

Diesmal allerdings nicht von mehreren Personen. Da ging ein

einzelner durch das Haus.

Aber wer?

Suko drückte sich von seinem Stuhl hoch. Auf Zehenspitzen schlich er zur Tür, wobei es ihm leider nicht gelang, sämtliche Geräusche zu vermeiden, denn der Fußboden war alt und knarrte, wenn er belastet wurde.

Suko hoffte trotzdem, die Tür ungehört erreicht zu haben, und zog sie vorsichtig auf, damit er in den Gang hineinschauen konnte.

Zuerst fiel sein Blick nach rechts.

Da sah er nur die Mauer am Ende des Ganges, die in der Düsternis wie ein Schatten wirkte.

An der linken Seite sah es schon anders aus.

Zunächst wollte es der Inspektor nicht glauben, aber genau dort, wo die Treppe begann, stand die Gestalt.

Ein breiter, nackter Rücken, eine enge Hose, die die Beine des anderen umschloss, und eine Kapuze, die seinen Schädel völlig verdeckte.

Der Henker!

Und er ging weiter.

Schritt für Schritt stieg er die Stufen der Treppe hinab, nicht aufgehalten durch Suko, denn der Inspektor hatte trotz der miesen Lichtverhältnisse genau erkannt, dass diese Gestalt nicht bewaffnet gewesen war. Sie schritt also mit leeren Händen in die am Ende der Treppe liegende Gaststube. Wahrscheinlich hatte sie vor, zunächst mit den Männern zu reden und ihnen die Sünden der Vergangenheit vorzuhalten.

Suko erinnerte sich auch daran, dass er bei seiner ersten Inspektion die Waffen des Henkers auf einem runden Tisch hatte liegen sehen. Der Chinese wartete, bis er die Schritte des Unheimlichen nicht mehr auf der Treppe hörte, dann wollte er sich in Bewegung setzen.

Jemand hinderte ihn daran.

Eine Stimme, sanft und weich, dennoch sehr beharrlich klingend.

»Geh nicht weiter, Fremder.«

Suko drehte sich um. Er hatte die Stimme vernommen. Sie war wie ein Hauch. So ähnlich kam ihm auch die Person vor, die er jetzt direkt anschaute.

Eine schmale Gestalt in ein weißes Gewand eingehüllt. Sie stand da, als würde sie frieren. Suko konnte sie deshalb so gut erkennen, weil um ihre Gestalt eine Aura lag, die ihm vorkam wie ein überirdisches Leuchten.

War sie ein lebendes Wesen oder eine Geistererscheinung?

Was selten geschah, passierte hier. Suko vergaß den Henker. Der Anblick dieser Gestalt faszinierte ihn. Sie machte auf ihn einen so schutzbedürftigen Eindruck, und als er näher an sie heranging, konnte

er sie noch besser erkennen.

Suko sah, dass ihr Gewand an einigen Stellen eingerissen war, als hätte sich jemand mit einem spitzen Gegenstand daran zu schaffen gemacht. Dieser Jemand hatte die Haut nicht verschont, denn die Gegenstände waren auch in das Fleisch gedrungen, hatten es aufgerissen und nicht blutende Wunden hinterlassen.

Sehr dunkle Augen hatte das Mädchen, die sich in dem Weißen Gesicht als starker Kontrast dazu abhoben.

Zwei Schritte vor der Unbekannten blieb Suko stehen. Er Wunderte sich selbst über den Zauber, mit dem die andere ihn eingefangen hatte. Mit leiser Stimme fragte er: »Wer bist du?«

Ebenso leise erhielt er die Antwort. »Eine Tote.«

Suko akzeptierte dies. »Hast du auch einen Namen?«, wollte er noch wissen.

»Ja. Ich heiße Mari.«

***

Es hatte Sir James Powell genau zwei Telefonanrufe gekostet, um mich auf den neusten Stand der Informationen zu bringen. In seinem Büro saß ich ihm gegenüber, hatte eine Kopfschmerztablette geschluckt und notierte mir die Wegbeschreibung des Superintendenten. Er erklärte mir, wie ich zu diesem einsam stehenden Gasthof kam, in dem sich die drei Männer früher immer getroffen hatten.

Mein Chef hatte sich mit einem Mitglied der Thompson-Familie unterhalten, der sich zum Glück in dieser Gegend auskannte.

»Haben Sie alles?«, fragte er mich.

Seine Stimme klang belegt.

Ich hob vorsichtig den Kopf und erkundigte mich: »Wie meinen Sie das, Sir?«

Er beugte sich vor und legte seine Hände gegeneinander. »John, ich weiß, was Sie hinter sich haben. Sie können von Glück sagen, dass Sie noch leben. Sie haben einiges auf den Schädel bekommen.«

Ich hob den Arm wie ein Schüler. »Nur eine Beule. Und die habe ich mir schon des Öfteren geholt.«

»Ich weiß ja, dass Sie zu den Unverbesserlichen gehören und Ihren Job ernst nehmen, aber denken Sie daran, dass ein Fall auch mal ohne Ihre Mitwirkung gelöst werden kann.«

»Ich will das Mädchen!«

Meine Stimme hatte sehr hart und entschlossen geklungen. Sir James kannte mich. Er hob die Schultern und nickte gleichzeitig. »Darf ich Ihnen dann noch viel Glück wünschen?«

»Das dürfen Sie.«

»Noch etwas. Vergessen Sie Ihren Bumerang nicht. Mir sind Henker

ohne Köpfe am liebsten!«

An diese Unterhaltung und auch an die letzten Worte musste ich denken, als ich durch die einsame Nebelgegend fuhr und mich fühlte wie jemand, der in einem Film mitwirkte.

So ungefähr stellte ich mir die Szenen aus den alten Romanen von Meister Edgar Wallace vor. Die weite Landschaft, die kahlen Bäume mit den breiten Ästen und Zweigen, die von den grauen Schleiern eingehüllt wurden und nur hin und wieder ein vereinzeltes Blatt verloren, das taumelnd dem feuchten Boden entgegenfiel.

Weite Wiesen, überdeckt von einem grauen Hauch, dazwischen Bäche und Zäune. Manchmal sah ich auch Waldstücke. Trotz ihrer Größe wirkten sie etwas verloren in der Weite des Landes.

In meinem alten Bentley kam ich mir selbst wie ein Stück Vergangenheit vor, das durch diese traurige Novemberlandschaft geschoben wurde.

Ich hatte die gelben Nebelscheinwerfer eingeschaltet. Zur rechten Hand hin stieg das Gelände leicht an, wobei es dennoch flach blieb.

Eine schräge Wiese, überlagert von einem grauen Film. Das einsame Pferd, das dort weidete, wirkte auf mich wie ein vergessenes Denkmal.

Die Gegend hatte ihren Reiz, ohne Zweifel. Vielleicht hätte ich mich auch in Träumen ergehen lassen können, wenn nicht dieser Druck vorhanden gewesen wäre, es so rasch wie möglich zu schaffen. Ich durfte nicht zögern, denn es standen Menschenleben auf dem Spiel.

Trotzdem blieb ich vorsichtig.

Meinen Spickzettel hatte ich mit einem Magneten am Armaturenbrett befestigt, und zwar so, dass ich während der Fahrt draufschauen konnte.

Der größte Teil der Strecke lag hinter mir, und ich hatte nur noch Minuten zu fahren.

Meinen Wagen wollte ich nicht bis vor das Haus rollen lassen.

Schon jetzt suchte ich nach einem Parkplatz, der vom Haus aus nicht eingesehen werden konnte.

Mir fiel eine Waldinsel auf, zu der ein Wirtschaftsweg führte.

In der Dunkelheit näherte ich mich dem Gebäude von der Seite.

Und ich sah das Licht im Gasthaus.

Ich war ein einsamer Mann, eingehüllt von der Dunkelheit und dem Nebel, umgeben von einer lastenden Stille.

War es schon die Stille des Todes?

Plötzlich wurde mir kalt!

***

Sie sprachen kein Wort, denn sie waren unfähig, sich zu artikulieren. So hockten sie greisenhaft und wie Statuen auf ihren Stühlen und starrten den Henker an.

Ein Stuhl war noch frei.

Auf ihn schritt der Henker zu. Langsam, gemessen, sich seiner Stärke durchaus bewusst. Hinter der Kapuze war das Gesicht verborgen.

Nur die Augen waren zu sehen. Sie füllten die Schlitze aus wie dunkle Seen. Die beiden Lampen erreichten mit ihrem Schein den unheimlichen Henker kaum. Er hielt sich stets im Schatten und wurde höchstens von den zerfasernden Lichtkreisen gestreift.

Er tat so, als hätte er die drei Männer nicht gesehen. Vor dem Stuhl blieb er für einen Moment stehen, fasste nach der Lehne, zog das Sitzmöbel zu sich heran und ließ sich darauf nieder.

Jetzt war der Stammtisch des Henkers besetzt!

Der Henker hatte seine Hand ausgestreckt, wobei seine Finger auf dem Griff des Richtschwerts lagen, über dessen blanker Klinge der hölzerne Axtgriff lag.

Noch immer schwiegen die Männer. Nur ihr Atem war zu hören.

Clifton erinnerte immer stärker an einen Geier. Er hatte seinen Kopf vorgebeugt, hielt den Mund offen und atmete stoßweise.

Die anderen taten nichts. Bei ihnen war kaum festzustellen, dass sie noch lebten. Sie glichen Denkmälern. Nur manchmal durchlief sie ein Zittern, besonders Thompson, der sich in seiner Meinung bestätigt sah.

Es gab ihn also, diesen Henker.

Und Thompson spürte die Furcht. Sie lag kalt in seinem Innern und drückte das Herz zusammen. Er hatte den Anfang gemacht, auch damals in Indien. Und bei ihm hatte die Rache begonnen.

Der Henker sprach. Er saß so, dass er alle drei in seinem Blickfeld hatte. Wenn er jemanden anschauen wollte, brauchte er nur seine Augen zu bewegen, nicht den Kopf.

»Ich danke euch, dass ihr gekommen seid!«

Es waren seine ersten Worte. Sie klangen so, als würden sie von einem alten Tonband ablaufen, und die drei Männer wollten es kaum glauben. Der Henker dankte ihnen.

Sir Reginald griff zur Flasche. Jetzt hinderte ihn niemand, einen Schluck zu trinken. Als er den Flachmann ansetzte, sprach der Henker seinen zweiten Satz. »Du hast schon damals am meisten von allen gesoffen, Clifton, und ich wundere mich, dass du überhaupt noch lebst. Es freut mich dennoch, so kannst du zusammen mit den anderen meine Rache genießen.«

Clifton trank nicht. Dass er persönlich von dem Unheimlichen angesprochen worden war, jagte ihm einen Schock durch den Kopf.

Er öffnete die Faust, die Flasche rutschte an der Handfläche entlang und fiel auf den Boden, wo sie umkippte. Der Whisky rann hervor.

Er bildete eine lang gezogene Lache.

Drinkfield räusperte sich. Er versuchte krampfhaft, Haltung zu bewahren. Ihm gelang es als Einzigem. Nur das Monokel in seinem

rechten Auge zitterte ein wenig. »Ich weiß gar nicht, was Sie von uns wollen. Wer sind Sie überhaupt?«

Die anderen beiden waren froh, dass Drinkfield den Henker angesprochen hatte. So waren sie wenigstens aus dem Spiel.

»Ich bin euer Henker!«

Arthur lachte militärisch kurz, wie man es von ihm kannte. »Das ist gut. Aber es stimmt nicht. Der Henker von damals ist tot.«

»Ich bin es auch!«

Nach dieser Antwort zuckten auch die beiden anderen zusammen. Ein Toter, der lebte? Das konnte doch nicht sein! Das war Unsinn, widersprach allen Regeln.

Sie warteten auf die weiteren Erklärungen des Mörders, und die folgten auch. »Ich habe überlebt, ich, der Mörder und Henker. Ich habe für euch getan, was ihr von mir verlangt habt. Ich tötete die Aufständischen, die Rebellen, die Verbrecher. Die Hinrichtungen waren bekannt. Ihr habt zugeschaut. Ich sehe euch noch auf der Veranda des Clubs sitzen, Whisky trinken, und höre euch lachen. Es machte euch Spaß, die Menschen sterben zu sehen, denn ihr habt die Macht gehabt. Die königliche Familie hat euch mit der Macht ausgestattet, der König persönlich, aber er hat nicht gewusst, welche Sadisten und Unmenschen er nach Indien schickte.«

»Es war Krieg!«, verteidigte sich Drinkfield.

»Ja, es war Krieg, aber ihr habt euren eigenen Krieg gemacht, ihr Sadisten. Ich war der Henker, ich wurde aus England nach Indien verbannt. Ihr habt mir die Kapuze gegeben, damit es schauriger wirkte. Ich habe euch gehorcht, und ich habe nicht gezählt, wie viele Leichen es waren.«

»Dann bist du gestorben!«, flüsterte Sir Reginald rau. Er streckte vorsichtig einen Arm aus und legte die Hand auf die Schulter des Henkers, als wollte er prüfen, ob die Gestalt echt war.

Die Finger zuckten zurück. »Kalt!«, flüsterte Sir Reginald. »Du bist so verdammt kalt.«

»Ich bin tot.«

»Nein, du lebst doch!«

»Als Untoter.«

»Ein Zombie?«, hauchte Leroy Thompson.

»Ja, so sagt man. Ich tötete für euch, und meine Seele starb. Ich hatte kein Gewissen mehr, wenn ich in den Blutrausch geriet. Ich muss euch ein Kompliment machen. Ihr habt euch in mir den Richtigen ausgesucht, aber heute werde ich euch die Rechnung präsentieren, denn es passierte damals etwas, das ich nicht vorhersehen konnte.«

»Meinst du das Mädchen?«, fragte Thompson.

»Ja, die kleine Mari.«

»Sie ist vergessen.«

»Nein, mit ihr begann es. Und wegen ihr präsentiere ich euch heute die Rechnung. Wer einen Beruf hat wie ich, der kommt irgendwann einmal darauf, dass es einen Teufel gibt. Ja, es gibt das Böse, nicht nur im Menschen, auch so. Und dieses Böse, dieser Teufel, setzte sich mit mir in Verbindung. Er merkte, dass ich ein Mensch war, mit dem er leichtes Spiel haben würde, und er hatte sich nicht geirrt. Ich stellte mich auf seine Seite, doch dann kamt ihr mit Mari.«

Wieder wollte Thompson widersprechen. Drinkfields Blick aber mahnte ihn zur Ruhe.

Der Henker redete weiter. »Ihr brachtet das Mädchen mit. Sie sollte euch das Haus in Ordnung halten und euch dienen. Aber sie war eine besondere Person. Sie besaß eine Ausstrahlung, der ihr euch nicht entziehen konntet. Sie war kein Kind mehr, aber auch keine Frau. Ein Mittelding zwischen den beiden. Eine Kindfrau. Unschuldig und gleichzeitig erblüht wie eine sich öffnende Knospe. Sie verdrehte euch den Kopf. Nicht nur einem. Bei Clifton fing es an. Er nahm sie als Erste, Drinkfield folgte, und du, Thompson, hast ihr den Rest gegeben. Kannst du dich noch daran erinnern? Erinnert ihr euch alle daran?«

Die Männer schwiegen, aber die Worte des Henkers hatten ihr Innerstes aufgewühlt. Das Blut war zu einem kochenden Brei geworden, die Röte stieg in ihre Gesichter, die Kehle war trocken, und sie bewegten sich unruhig auf den Stühlen hin und her.

Der Henker aber lachte. »Ja, ich merke, dass ihr euch erinnert, obwohl ihr kein Wort sagt. Es ist euch unangenehm, aber ich werde weiter berichten. Das Mädchen Mari war euer Schicksal. Ihr habt sie geschändet, aber ihr wusstet nicht, wer Mari war. Sie war etwas Besonderes, eine Heilige, eine von den Göttern in die Welt gesetzte Botin. Ihr spürtet plötzlich etwas von dieser Kraft. Nicht sie war die Besiegte, sondern ihr. Und ihr habt reagiert. Aus Angst vor ihr und auch davor, dass sie unter Umständen hätte reden können, habt ihr sie mir überlassen. Ich musste mich ihrer annehmen, ich war ja der Henker. Und ich tat es. Ich tötete sie, aber ich brachte es nicht fertig, ihr den Kopf abzuschlagen, denn sie warnte mich. Sie berichtete davon, unter welch einem Schutz sie stand, aber ich hatte meinen Auftrag. Bevor sie starb, verfluchte sie mich und erklärte mir, dass sie ebenso zurückkommen würde wie ich, wenn ich einmal nicht mehr war. Damals lachte ich darüber, aber in den Nächten, wenn ich keinen Schlaf fand und mich die Geister der von mir getöteten Menschen mit ihren heulenden Stimmen quälten, hörte ich auch sie sprechen und immer sagen, dass sie ihr Versprechen einlösen würde. Bis ich wieder in Kontakt mit dem Teufel trat. Er bestätigte die Worte des Mädchens und erklärte mir, dass ich nie eine Heilige hätte töten dürfen. Die indische Rache durfte nicht unterschätzt werden.«

»Aber du bist normal gestorben!«, rief Leroy Thompson.

»Ja, das bin ich. Dank des Teufels, der seinen Schutz über mich ausgebreitet hatte. Er war es, der mir wieder Mut gab, der mir erklärte, dass ich das Schicksal noch ändern konnte, wenn ich wollte. Und natürlich wollte ich. Ich musste dem Satan versprechen, ihm in späterer Zeit drei Seelen zu liefern. Also, ich brauche nur drei Männer zu töten.«

»Du meinst uns!«, rief Drinkfield.

»Ja.«

Die alten Offiziere zuckten mehrmals zusammen, während der Henker weiter berichtete. »Nachdem ich dem Satan das versprochen hatte, hörten Maris Qualen auf. Es dauerte auch nicht lange, dann starb ich. Eine heimtückisch abgefeuerte Gewehrkugel traf meinen Rücken. Auf dem Sterbelager bat ich euch, mir meine Waffen mit in den Sarg zu legen. Ihr habt es getan, und ich brachte sie wieder mit. Bevor ich die Schwelle überschritt, meldete sich Maris Geist noch einmal bei mir. Er erklärte mir, dass wir später wieder zusammenkommen würden. Die Weichen des Schicksals wären von den Göttern gestellt. Wir waren verschieden, aber wir wollten das Gleiche. Mari euren Tod, der Teufel eure Seelen. Beides konnten wir versprechen. Und deshalb habe ich euch herkommen lassen. Hier in dieses Gasthaus, in dem ihr damals nach eurer Rückkehr immer gesessen habt. Ich konnte euch sehen, aber ihr mich nicht. Die Toten können alle Lebenden sehen, wenn sie wollen. Sie sind über alles informiert. Sie sind sogar bei den Lebenden, wenn auch auf einer anderen Ebene. Das Jenseits und das Diesseits verschmelzen miteinander. Sie sind wie zwei Kreise, die zusammenlaufen.«

Über die letzte philosophische Belehrung dachten die drei Männer nicht nach. Sie rekonstruierten die Worte, die der Henker ihnen zuvor gesagt hatte.

Getötet sollten sie werden.

Einfach so.

Schwert und Axt lagen bereit. Damit hatte der Henker stets gearbeitet. Unzählige Opfer gingen auf sein Konto. Er war so grausam und brutal gewesen. Sie hatten sich immer auf ihn verlassen können, auch Mari war von ihm getötet worden, aber nun erhielten sie die Quittung, und sie spürten in ihrem Innern die bohrende Angst, die sich wie eine Klammer um ihre Herzen legte.

Sie schauten sich gegenseitig an. Thompson und Clifton suchten in Drinkfields Gesicht nach einem Schimmer der Hoffnung oder warteten darauf, dass er etwas sagte.

Er blieb stumm.

Seine Hände lagen auf der Tischplatte, das Monokel in seiner Augenhöhle zitterte, der Mund glich einem schmalen Halbmond.

Als Einziger schielte er auf den Henker, die anderen hatten ihre

Kopfe gesenkt und starrten auf die Tischplatte.

»Euch reut es jetzt, wie?«, drangen die fragenden Worte unter der Kapuze hervor.

Sie gaben keine Antwort. Der Henker sprach für sie. »Zur Reue ist es zu spät. Ihr hättet es euch damals schon überlegen müssen. Das Mädchen war etwas Besonderes. Ihr habt es nicht gefühlt, ihr seid euren Trieben nachgegangen. Sie war eine Heilige, man hatte sie der Göttin Kali geweiht, und die lässt sich nichts wegnehmen. Ihre Rache dauert lange, aber sie trifft jeden und hätte auch mich getroffen, hätte ich nicht unter dem Schutz des Teufels gestanden.«

Solche Reden hörten sich endgültig an, das wussten auch die drei alten Männer, die von den schrecklichen Sünden ihrer Vergangenheit eingeholt worden waren. Sie wollten etwas tun, aber keiner traute sich, den Anfang zu machen.

Es war wieder Arthur Kennon Drinkfield, der schließlich das Wort übernahm. »Du brauchst uns nicht zu töten. Was hättest du davon? Gar nichts! Überhaupt nichts. Wir könnten uns einigen.«

»Wie denn?«, fragte der Henker.

»Nun, wir drei sind nicht unvermögend.«

Da begann der Henker zu lachen. Es hörte sich so schaurig an, dass den drei Männern das Blut in den Adern gefror und ihre Gesichter noch bleicher wurden. Kichernd, hohl und dumpf klang dieses Lachen, und es sagte ihnen mehr als tausend Worte, da es ihnen klar machte, dass sie keine Chance hatten.

Abrupt brach es ab. Der Henker sprach wieder und nahm Drinkfields Vorschlag auf. »Geld!«, flüsterte er. »Was ist schon Geld! Vielleicht hat es euch etwas bedeutet, aber mit nicht. Ihr habt vergessen, dass ich aus einer anderen Welt komme. Ich sehe zwar aus wie ein Mensch, aber ich bin es nicht. Ich bin ein lebender Toter. Ein Geist, der aus dem Jenseits kam und wieder in seinen Körper hineingepresst wurde. Ich gehorche jetzt anderen Gesetzen, den Regeln einer schwarzen Magie. Habt ihr verstanden? Schwarze Magie.«

Drinkfield gab nicht auf. »Können wir nicht mit dem Teufel einen Pakt schließen?«

Der Henker zögerte mit seiner Antwort. In den Augenschlitzen bewegten sich seine Pupillen. Dann lachte er leise. »Ja, der Vorschlag ist nicht schlecht gewesen. Ich traue euch auch zu, dies zu tun, aber nicht mehr in eurem Alter. Ihr seid schlecht genug, ihr hättet den Teufel damals in Indien rufen sollen. Jetzt ist es zu spät. Ich habe ihm eure Seelen versprochen, und dieses Versprechen muss ich halten, denn er hat mich die Zeit über beschützt, sonst wäre ich verloren gewesen, denn Mari ist eine Dienerin der Göttin Kali gewesen. Sie allein hat sie beschützt, und Kali ist mächtig, das wissen wir alle. Das hättet auch ihr wissen müssen.«

»Also keine Chance?«

Die rechte Hand des Henkers umklammerte noch härter den Griff des Schwertes. »Nein!«

Die drei Männer schauten sich an. Sie hatten alles versucht, aber nichts erreicht. Der Bogen des Schicksals war gespannt worden. Der Pfeil lag auf, er würde sie treffen.

Allmählich kam der Henker zum Ende seiner Rede. »Ihr könnt euch aussuchen, wer als Erster sterben will. Die Reihenfolge ist mir egal. Los, entscheidet euch!«

Sie sahen sich wieder an, aber niemand traute sich, den Anfang zu machen. Sir Reginald Clifton stöhnte auf, als stünde er unter einem tonnenschweren Druck. Sein Haupt sank tiefer, und sein Atem drang pfeifend über die Lippen. Dabei schüttelte er den Kopf.

»Du also nicht«, sagte der Henker. Er wandte sich dem Nächsten zu. Es war Leroy Thompson. »Wie ist es mit dir?«

Thompson blieb starr sitzen. »Ich?«, hauchte er. »Ich soll als Erster sterben?«

»Ja.«

»Nein!«, sagte er abgehackt. »Nein, nein und abermals nein. Ich will nicht sterben!«

»Du musst es aber!« Der Satz hörte sich so endgültig an, dass Thompson zusammenzuckte, als hätte ihm jemand einen harten Schlag versetzt. Sein Kopf sank nach vorn, die Wangen zitterten, als er anfing zu weinen.

Den Henker ließ das kalt. »Bleibt noch einer übrig!«, erklärte er mit ruhiger Stimme. »Nämlich du!«

Drinkfield war gemeint. Er wusste, dass es keinen Sinn hatte, so wie seine beiden Freunde zu reagieren. Er hatte stets versucht, Haltung zu bewahren. So arrogant, wie er gelebt hatte, wollte er auch sterben.

»Du kannst mit mir den Anfang machen!«, erklärte er.

Der Henker freute sich. Seine Hand umklammerte den Griff des Richtschwertes noch härter. »Endlich jemand, der sich dazu bekennt. Dann wirst du als Erster getötet.«

Drinkfield hob den Arm. »Einen Moment noch«, sagte er. »Ich habe eine Bedingung!«

»Welche?«

»Ich möchte im Stehen sterben! Ich bin Offizier gewesen. Als Offizier stirbt man nicht im Sitzen!«

Der Henker nickte. Dabei schabte der Stoff seiner Kapuze über die nackte Haut an seiner Schulter. »Es freut mich, dass du so etwas sagst. Du hast wenigstens Mut. Steh auf!«

Drinkfield erhob sich ruckartig. Er sah aus wie eine Witzfigur.

Das Monokel klemmte nach wie vor in seiner Augenhöhle. Die Lippen waren fest zusammengepresst, er atmete durch die Nase, schob

den Stuhl zurück und wurde von seinen beiden Freunden aus großen Augen beobachtet.

Leroy Thompsons Gesicht war nass. Sir Reginald stierte Drinkfield an und sah, dass dieser drei Schritte zurückging, bis er fast den nächsten Tisch erreicht hatte.

»Dort?«, fragte der Henker.

»Ja.«

Der Unheimliche stand ebenfalls auf. Dabei hatte er sein Schwert nicht losgelassen. Er zog die blanke Klinge unter dem Stiel der Axt weg und bewegte schüttelnd seinen rechten Arm, als wollte er dessen Geschmeidigkeit prüfen.

Dann ging er vor.

Drinkfield hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Er war der Einzige, der eine Waffe trug. Nicht umsonst hatte er die Pistole eingesteckt. Jetzt zog er sie.

Sofort richtete er die Mündung auf den Henker, der auch stehen geblieben war.

»So!«, sagte Drinkfield. »Und jetzt werde ich mit dir abrechnen, du verfluchter Mörder!«

***

Suko stand im Gang der ersten Etage und lauschte.

»Mari!«, hatte sie gesagt.

Ein wunderschöner Name, ebenso schön wie die gesamte Erscheinung vor ihm. Sie hatte den Chinesen voll in ihren Bann gezogen.

Wie von einem Blitzstrahl war er getroffen worden. Hart, tief und mitten ins Herz hinein. So etwas war ihm noch nie passiert. Suko stand da und vergaß seinen eigentlichen Auftrag.

Er wollte zu Mari.

Und sie hatte nichts dagegen. Sie streckte sogar ihren Arm aus, krümmte den Finger und winkte ihm lockend zu. »Komm doch näher!«, hauchte sie.

»Wirklich?«

»Ja.« Ihre Stimme war so hell und fein. Sie kam Suko vor wie das Geläut eines Engels. Zudem wurde Mari von einer hellen Aura umgeben, die sie aussehen ließ wie eine Geistgestalt.

Eine Märchenfee.

Suko hörte die dumpfe Stimme des Henkers nur noch als gemurmeltes Echo in seine unmittelbare Nähe dringen, und auch dies blieb zurück, als er sich dem Mädchen zunächst mit zögernden Schritten näherte.

Er setzte seine Füße sehr vorsichtig, als würde er über blankes Eis laufen. Noch immer begriff er nicht, was mit ihm geschehen war, er

folgte einfach dem Befehl einer fremden Kraft.

Aber Mari wich zurück. Sie behielt Sukos Schrittfolge ebenfalls bei, sodass er ihr nie näher kommen konnte. Nur wollte sie nicht fliehen, sie hatte etwas anderes vor, denn in diesem Gang gab es noch zwei weitere Zimmertüren.

Eine hatte sie sich als Ziel ausgesucht. Rückwärts gehend erreichte sie die Tür, trat über die Schwelle und verschwand in dem dahinter liegenden Raum.

Für einen Moment wurde Suko wieder klar. Er dachte daran, dass es eigentlich Wahnsinn war, was er da tat, aber während dieses Gedankens war er weitergegangen und hatte die Tür erreicht, hinter der das Mädchen verschwunden war.

Schon geriet er wieder in Maris Bann. Ein kurzer Blickkontakt hatte ausgereicht, und seine klare Denklinie war wieder zurückgedrängt worden.

Er betrat das Zimmer.

Es war mehr eine Kammer. Sie war vollgestopft mit Gerumpel.

An der Wand stand eine zerstörte Standuhr. Ein Bett zeigte Schimmel. Es roch nach Staub, und durch das Fenster drang die Kühle der Nacht.

Dass Suko trotzdem etwas erkennen konnte, lag an Mari und deren geheimnisvoller Aura, die so hell war, sodass sich in ihrer unmittelbaren Nähe Licht und Schatten abwechselten.

Sie ging wie eine Königin auf das Bett zu. Es sah so aus, als würde sie den Boden überhaupt nicht berühren. Zudem bewegte sie sich völlig lautlos.

Suko konnte nicht anders, er musste ihr einfach folgen, weil ihn der Liebreiz dieser Gestalt voll und ganz überwältigt hatte.

Dass er in Shao eine Partnerin hatte, daran dachte er nicht mehr.

Die junge Inderin, dazu noch eine Untote, hatte ihn voll in ihren Bann gezogen.

Mari drehte sich so, dass sie auf das Bett schauen konnte. Und sie behielt die Richtung bei. Sie ging sehr langsam, während sich auf ihrem Gesicht ein Lächeln ausbreitete.

Es war eine Lockung, gedacht für Suko, ihr doch endlich zu folgen. Und der Inspektor hatte nichts Besseres zu tun, als dieser Aufforderung nachzukommen.

So folgte er dieser Erscheinung wie ein Hund seinem Herrn. Er schmeckte den Staub, er atmete ihn ein, er spürte das Kratzen in seinem Hals, aber er ließ sich nicht beirren, diesem Engel zu folgen.

Mari sank auf das Bett.

Es wirkte theatralisch, wie sie sich hinlegte, den Kopf schräg zur Seite legte, um Suko anschauen zu können.

Dabei lächelte sie.

Auch Suko lächelte. Er konnte seinen Blick einfach nicht von ihren großen Augen lösen, die auf ihn wie eine Einladung wirkten. Er sollte und musste zu ihr. Mari war sein Ziel, und er wollte von ihr in die Arme geschlossen werden.

Sie schwang auch ihre Beine auf das Bett, winkelte sie etwas an und ließ die Arme ausgestreckt. Dabei bewegte sie ihre Finger so geschmeidig wie eine indische Tempeltänzerin. »Komm!«

Suko nickte. Er hatte die andere Welt, die reale, völlig vergessen.

Das Mädchen war wichtiger. Sie allein zählte, alles andere war völlig unwichtig geworden.

Neben dem Bett blieb er stehen und schaute auf sie hinab. Suko sah nur ihr Gesicht. Dieses edle Antlitz mit den großen Augen und den lockenden Lippen, auf denen er ein Versprechen las.

Angst spürte er nicht.

Es war Genugtuung, die ihn erfasst hatte, und das Wissen, am Ende eines vorgezeichneten Wegs angelangt zu sein. Er freute sich auf die Begegnung mit ihr, spürte die Weichheit in seinen Knien, drehte sich und nahm auf der Bettkante Platz.

Dass sich auf der alten Matratze der Schimmel ausgebreitet hatte, störte ihn überhaupt nicht. Dieses Lager kam ihm vor wie das herrlichste Himmelbett.

»Ich erwarte dich.«

»Ja, ich weiß.«

Auch Suko streckte seine Arme vor. Die Hände gingen aufeinander zu. Gleich würden sie sich berühren. Suko wartete auf den Kontakt, und er legte seine Finger gegen die ihren.

Es war wunderbar, auch wenn er im ersten Moment zusammenzuckte, weil er sich über die Kälte der Haut wunderte. Zudem hatte er die Aura berührt, und da war ihm gewesen, als hätte ihn ein Stromstoß gestreichelt.

Maris Finger umklammerten die seinen. »Ich habe auf dich gewartet!«, hauchte sie, ohne Suko loszulassen. »Ja, ich habe auf dich gewartet, Geliebter. Ich wusste, dass du kommen würdest. Die Zeichen des Schicksals standen günstig für mich. Du bist die Person, auf die ich gewartet habe. Nur du allein.«

»Ich freue mich auch«, erwiderte Suko mit leiser Stimme.

»Und noch jemand wird eine große Freude haben, Geliebter.«

»Wer?«

»Sie ist groß, sie ist mächtig, sie ist überall in meiner Heimat, denn sie wirft einen langen Schatten.«

»Von wem sprichst du?«

»Von der Göttin Kali!«

***

Arthur Kennon Drinkfield schoss!

Er drückte einmal ab, er drückte ein zweites Mal ab und probierte es auch zum dritten Mal – aber nichts geschah.

Es gab nur ein klickendes Geräusch, das allen Männern unter die Haut ging. Leroy Thompson fing sich als Erster. Er fragte mit einer Stimme, die ihm und den anderen selbst fremd vorkam: »Hast du die Waffe überhaupt geladen, verdammt? Hast du sie geladen?«

Drinkfields Gesicht zuckte. Diese Bewegung übertrug sich auch auf sein Monokel. Es rutschte aus seiner Höhle und wurde von dem Band gehalten, sodass es nicht zu Boden fallen konnte.

»Hast du sie geladen?«, fragte Thompson noch einmal, während Sir Reginald den Kopf schüttelte, als könnte er das alles nicht begreifen, was ihnen da widerfahren war.

»Ich weiß es nicht.« Drinkfield hörte sich sprechen und wollte kaum glauben, dass er es gewesen war, der die Worte ausgestoßen hatte. Sein Widerstand war zusammengesackt. Er fühlte sich auf einmal so elend wie nie zuvor in seinem Leben, und über die Lippen des Mannes drang ein trockenes Schluchzen. Sein Mund stand offen.

Er wirkte innerhalb des Gesichts wie eine kleine Höhle.

Der Henker hatte sich nicht bewegt, sondern alles ruhig über sich ergehen lassen. Jetzt, als Drinkfield so durcheinander war, handelte er. Ein wenig hob er seinen Arm an.

Drinkfield ging diese Bewegung durch und durch. Er ahnte, dass sie der Anfang vom Ende war. Über seine Haut rann ein Schauer, die Knie wurden ihm weich, und er konnte sich aus eigener Kraft nicht mehr auf den Beinen halten.

Der Mann fiel auf die Knie.

Er sah aus wie ein Bittsteller, doch der Henker kannte diese Geste.

Sie hatte noch nie Erfolg bei ihm gehabt. Wenn er eine Aufgabe übernahm, führte er sie auch durch.

So ging er auf Drinkfield zu, dessen Kopf nach vorn gesunken war, ebenso wie die Arme. Mit der Waffenmündung stemmte er sich am schmutzigen Boden ab, und ein heftiges Schütteln durchrann seinen Körper.

Keiner half ihm, keiner konnte ihm helfen. Clifton und Thompson saßen starr auf ihren Stühlen und schauten sich die Szene an, ohne sie richtig zu begreifen. Ihre Blicke hatten die gewisse Leere angenommen, die man bei den Menschen sah, denen alles egal war.

Drinkfield aber bekam zu spüren, was es heißt, unter Todesangst zu leiden.

Er konzentrierte sich auf den Henker, hörte seine festen Schritte, als er auf ihn zukam. Jeder Tritt des Unheimlichen ließ den Boden leicht vibrieren.

Das Zittern übertrug sich auch auf ihn. So konnte er den Weg seines

Mörders verfolgen, ohne dass er den Kopf heben und den anderen ansehen musste.

Der Henker blieb stehen.

Und er hob den rechten Arm. »Die erste Seele für Asmodis«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Die erste Seele, und die zweite wird bald folgen, aber auch die dritte.«

Wie Drinkfield es schaffte, den Kopf zu heben, wusste er nicht zu sagen, jedenfalls schaute er noch einmal auf und sah über sich die breite Klinge des Henkerschwerts.

Die Waffe raste nach unten.

Drinkfield wollte noch schreien, vielleicht ein letztes Flehen, doch auch dazu kam es nicht mehr.

Der Henker verstand sein Handwerk, und beide Zeugen schauten seiner grausamen Tätigkeit zu.

***

Ich hatte das Gasthaus noch nicht erreicht. Die Weite des Landes täuschte doch ein wenig, verstärkt durch den Nebel, der die Entfernungen verzerrte. Ich lief auf die Vorderfront zu.

Es war dunkler geworden. Wenn jetzt jemand aus dem Fenster schaute, würde er mich kaum noch sehen, und das hatte ich auch gewollt. Über den weichen Boden ging ich. Den Kragen des Burberry hatte ich hochgeschlagen. Die Feuchtigkeit lag auf meinem Gesicht und auf dem Mantel, wo sie sich zu Tropfen zusammengefunden hatte.

Mein Ziel war das Licht.

Es brannte ruhig, gab einen warmen Schein ab, sodass ich als Quelle eine Kerze oder eine alte Glaslampe annahm. Das Gasthaus hatte zwei Etagen, die obere lag im Dunkeln.

Von Suko sah ich nichts.

Das aber hatte wenig zu bedeuten. Ich kannte meinen Partner und wusste genau, dass er sich irgendwo aufhalten konnte, ohne dass er gesehen wurde. Vielleicht befand er sich schon im Gasthaus und wartete ebenfalls auf den Henker wie auch die drei Männer, die der Unheimliche zum Stammtisch geladen hatte.

Bisher hatte ich diesen Henker noch nicht gesehen. Nur dem getöteten und jetzt wieder lebendigen Mädchen war ich begegnet, und ich war auf ihn sehr gespannt.

Meinen Bumerang hatte ich eingesteckt. Der Mantel verbarg ihn.

Ich aber hatte ihn so geknöpft, dass ich sehr schnell an diese Waffe herankommen konnte.

Die Wiese zog sich doch länger hin, als ich angenommen hatte.

Manchmal fuhr mir ein kalter Wind entgegen und trieb die Nebelschleier noch schneller vor sich her.

Plötzlich hörte ich den Schrei. Eine Bitte, ausgestoßen in Todesangst.

Für einen Moment war ich stehen geblieben, denn auch mich hielt der Schock gepackt.
Der Schrei war aus dem Gasthaus gedrungen.
Ich dachte an den Henker und auch an Suko, als ich startete und den letzten Rest der Strecke rannte.

***

Der Henker drehte sich um. Einen Teil seiner Rache hatte er erfüllt.
Clifton und Thompson sahen, dass die Schwertklinge rot war. Blut tropfte zu Boden. Und jedes Geräusch wurde von den beiden noch lebenden Personen gehört, die das Grauen spürten, denn es hatte sich in ihren Körpern manifestiert.
Sie konnten einfach nicht fassen, was da geschehen war. Dieser brutale Mord vor ihren Augen. Und jetzt waren sie an der Reihe.
Der Henker würde sein Versprechen wahr machen.
Einer nach dem anderen.
Deshalb hatte er sich auch umgedreht und blickte zum runden Tisch hin, wo die beiden Männer saßen.
Schweigen lastete in der kleinen Gaststube. Eine unnatürliche Stille, eine Todesstille.
Leroy Thompson saß an seinem Tisch wie eine Mumie, die vor der Einbalsamierung ihren Mund zu einem letzten Schrei geöffnet hatte. Seine Hände hatten sich zu harten Fäusten geschlossen, als wollte er etwas zwischen ihnen zerdrücken.
War er der Nächste?
Der Henker hatte sich noch nicht entschieden. Er ließ sich bewusst Zeit und verlängerte die Angst der Männer noch weiter. »So haben auch eure Opfer gelitten«, erklärte er. »So und nicht anders. Sie haben damals das Gleiche gefühlt wie ihr, auch sie wollten nicht sterben, aber ich durfte ihre Bitten nicht erhören, weil auch ich nur gehorchen musste.«
Es war die düstere Anklage eines Wesens, das unter dem Bann des Höllenfürsten stand.
Und der Teufel kannte kein Pardon. Er wollte Menschen, er wollte Seelen und fand immer wieder Diener, die ihm welche besorgten.
Sir Reginald strich über seine Kopfhaut. Es war eine automatische Geste, gar nicht mal bewusst herbeigeführt, aber der Henker legte sie in seinem Sinne aus.
»Du!«, sagte er.
Sir Reginald verstand. Er drückte seinen Körper zurück, doch die hohe Lehne hielt ihn auf. Um gegen die Kapuze schauen zu können, musste er den Kopf zurücklegen, und sein Gesichtsausdruck erinnerte an den einer starren Leiche. Hinzu kam die Blässe seiner Haut, die auch der Schein der Kerze nicht überdecken konnte.

Plötzlich stand er auf und wunderte sich darüber, woher er die Kraft nahm. Clifton wollte weg, doch er hatte vergessen, nach seinem Stock zu fassen, deshalb konnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er sackte zusammen. Flach lag er auf dem Boden, drückte sich wieder hoch und kroch weiter wie ein kleines Kind, das laufen lernt.

Der Henker blieb gelassen. Er drehte sich und griff mit seiner freien Hand zur zweiten Waffe, die noch auf dem runden Tisch lag.

Es war die Axt!

Sein harter Griff umschloss den Stiel. Ruckartig hob er die Waffe an, bewegte den Arm, und ein Lichtreflex glitt über die scharfe Klinge, bevor sie in der Düsternis des Raumes verschwand, denn der Henker war drei Schritte gegangen.

Sein Ziel hieß Sir Reginald Clifton!

Am Tisch saß nur noch Leroy Thompson. Er verfolgte mit seinen Blicken den Weg des Henkers, dessen Umriss verschwamm. Sekunden später sah Thompson die schattenhafte Bewegung, wie sich die Gestalt streckte und den linken Arm fallen ließ.

Ein dumpfer Laut, ein Poltern – Stille.

Der Henker hatte sein zweites Opfer gefunden.

Und er kam zurück. Langsam, stoisch, so geriet er in den Schein der Petroleumlampe. Sein Oberkörper glänzte, als hätte man ihn eingerieben, und die Axt hielt er lässig in seiner Linken.

Auch ihre Klinge war nicht mehr blank. Eine dunkle Flüssigkeit rann in Streifen daran nach unten.

»Jetzt du?«, sagte er.

Thompson nickte, obwohl er es nicht wollte. Aber er konnte nicht anders. Er hatte zwei seiner besten Freunde sterben sehen, sie hatten büßen müssen, und ihm würde es nicht anders ergehen.

»Der Stammtisch des Henkers wird für alle Zeiten aufgelöst«, erklärte der Mörder.

Noch nie hatte Leroy Thompson ein Todesurteil so gesprochen gehört. Es war das erste und das letzte Mal, denn der Henker hatte ihn erreicht.

»Du kannst dir die Waffe aussuchen, mit der ich dich ins Jenseits schicken soll. Du wirst geköpft, wie auch deine Freunde. Bei Mari habe ich das nicht getan, ich brachte es einfach nicht fertig und stieß ihr die Klinge nur in den Rücken.«

»Nur!«, keuchte Thompson. Er zitterte. »Warum?«, fragte er dann.

»Warum das alles?«

»Weil die schwarzmagischen Gesetze es so vorsehen und der Teufel im Hintergrund dirigiert!«

Eine für den Henker einleuchtende Antwort, nicht aber für Leroy Thompson, den die kalte Todesangst überfiel – und der in diesen Augenblicken endgültig die Beherrschung verlor.

Er schrie.
Es waren schreckliche Laute, die selbst der Henker nicht mochte, denn er bewegte sehr schnell eine seiner Waffen.
Es war das Schwert.
Und der dritte Mann starb ebenfalls.
Der Henker hatte den Stammtisch in der Tat aufgelöst. Dann ging er.

***

Ich hatte das Haus erreicht, wollte durch die offene Tür in den Gastraum stürzen, hatte auch meine Beretta gezogen, doch ich blieb so abrupt auf der Schwelle stehen, als wäre ich vor eine Mauer gelaufen.
Etwas warnte mich.
Es war keine unmittelbare Gefahr, sondern das Gefühl und einen Moment später auch das Wissen, denn etwas Furchtbares drang mir entgegen.
Es war der Geruch von Angst, Blut und Tod.
Ich hatte dabei das Gefühl, zu Eis zu werden, und kam mir vor wie ein Besucher von einem anderen Stern, der zum ersten Mal die Erde betritt und das Grauen erlebt.
Magen und Herz saßen in meinem Körper wie Klumpen, wobei das Herz heftig schlug, weil ich wusste, dass ich zu spät gekommen war.
Ja, da war nichts mehr zu machen. Ich hatte es nicht rechtzeitig geschafft.
Nein, ich war kein Filmheld, der immer siegte, ich stand mit beiden Füßen in der Wirklichkeit. Mein Gefühl warnte mich davor, den Raum zu betreten, doch ich musste es tun.
Zudem erinnerte ich mich wieder an Suko. Wenn er hier in der Nähe war, weshalb hatte er dann nicht eingegriffen? Wollte oder konnte er nicht?
Das musste ich herausfinden, und so betrat ich den Schankraum deshalb zerfallenen Gasthauses.
Das Gefühl, dem unsichtbaren Tod gegenüberzustehen, verstärkte sich zusehends.
Zwei Petroleumleuchten brannten. Sie erhellten mit ihrem Licht nicht den gesamten Raum, aber was ich sah, reichte aus, um mich das Grauen erkennen zu lassen.
Drei Männer hatten sich hier zusammengefunden.
Jetzt waren sie tot!
Hingerichtet von einem Henker, von einer Person, die ich nicht als Mensch bezeichnen wollte, denn ich konnte es nicht fassen, dass Menschen so grausam waren, obwohl die Nachrichten täglich davon berichteten.
Ich schritt durch den Raum, ohne es richtig wahrzunehmen.
Dabei kam ich mir vor wie ein Schlafwandler. Ich wich den beiden

am Boden liegenden Körpern aus, mein rechter Arm hing nach unten, die Mündung der Beretta zeigte zu Boden, sie fand kein Ziel.

Der Henker war verschwunden.

Aber er hatte drei Tote hinterlassen. Einer von ihnen saß noch am Tisch. Kopflos!

Ich möchte mir eine nähere Beschreibung ersparen, es war schlimm genug, und das Klima des Schreckens verflüchtigte sich nicht. Hier weilte nach wie vor der Tod als unsichtbarer Gast.

Ich hatte den Gastraum durchquert und stieß gegen einen Tisch.

Erst diese Berührung ließ mich aus der schlafwandlerischen Erstarrung erwachen. Plötzlich war ich wieder voll da, wenn sich auch das kalte Gefühl in meinem Nacken festgesetzt hatte.

Ich musste den Henker finden!

Und auch meinen Freund Suko!

Auf meinem Weg zum Ziel hatte ich niemanden aus der Tür des Gasthauses treten sehen. Ich war sicher, dass der Henker seine schaurige Umgebung noch nicht verlassen hatte, ging weiter und wandte mich dabei nach links, wo die Schatten der Finsternis dichter waren.

Trotzdem sah ich den Umriss einer Nische. Ich holte die Lampe hervor, strahlte hinein und fand die Nische leer.

Aber ich sah den Beginn einer in die erste Etage führenden Treppe aus altem Holz.

War der Henker über sie verschwunden?

Durch eine Drehung gelang es mir, mich in die Nische hineinzudrücken. Ich wollte die Treppe hochgehen, als ich von oben her das Geräusch vernahm. Es waren Schritte – und Stimmen.

Da wusste ich, dass ich richtig war und das Finale einläuten konnte.

***

Das untote Mädchen hielt Sukos Hände noch immer fest, nachdem sie das entscheidende Wort gesagt hatte.

Kali!

Der Name der Totengöttin. Ein furchtbarer Begriff. Ein Synonym für Grauen und Schrecken, für Totenkult und Zombies, für Wahn und Kannibalismus.

Das alles vereinigte die Göttin.

Und wieder sprach sie den Namen. »Kali. Ich gehöre Kali. Sie hat dafür gesorgt, dass ich lebe. Man durfte mich nicht töten. Wer es versucht, wird schrecklich dafür büßen. Wie diese drei Männer, die mich damals einfach nahmen und töten ließen, weil sie Angst davor hatten, dass ihre Taten ans Licht gerieten. Aber ich bin da, ich hole mir neue Männer. Du bist der erste Kandidat. Willst du?«

Es war eine Suggestivfrage. Nach Sukos vorherigen Handlungen hätte

er sie eigentlich nur mit einem *Ja* beantworten können, doch er war ein Mensch, der vieles durchgemacht und den finsteren Mächten den Kampf angesagt hatte.

Oft hatten sie versucht, ihn zu töten, doch der Inspektor war ihnen immer entkommen. Und auch hier fühlte er sich nicht mehr so stark unter dem Bann der jungen Inderin stehend wie noch vor einer halben Minute.

Er schüttelte den Kopf.

Mari hatte die Bewegung gesehen und auch verstanden. »Du willst nicht?«, hauchte sie. »Du willst mir tatsächlich entsagen?«

»Ich weiß nicht.«

Suko war hin- und hergerissen. Ein Sturm der Gefühle tobte in seinem Innern. Er wusste tatsächlich nicht mehr, wie er sich verhalten sollte.

Mari verstärkte den Druck. Sie wollte Suko zu sich heranziehen, und sie öffnete bereits den Mund. »Ich werde dich küssen!«, versprach sie. »Ich gebe dir den Todeskuss der Kali.«

Das war genau ein Satz zu viel. Plötzlich riss der Bann, der Suko festgehalten hatte, auseinander. Mit einer glatten Bewegung zog er seine Hände aus der Umklammerung, drehte sich nach links und hörte ihren wütenden Schrei. Suko wollte vom Bett in die Höhe schnellen und zur Tür laufen, um Mari aus der Entfernung zu bekämpfen, denn ihm war klar geworden, dass er von einem Zombie hatte geliebt werden sollen.

Es kam nicht mehr dazu.

Jemand stand in der offenen Tür.

Eine gewaltige Gestalt, die eine Kapuze über den Kopf gestreift hatte und fast die gesamte Türbreite ausfüllte. Und diese Gestalt war mit einer Axt und einem Schwert bewaffnet. Suko stand dem Henker gegenüber!

Er war also doch gekommen, und er bot bei seinem bühnenreifen Auftritt ein Bild des Schreckens.

Suko konnte sich von diesem Anblick so schnell nicht lösen. Er war auf eine gewisse Art und Weise von ihm fasziniert und auch von dem Hauch der Gewalt, den der Henker ausströmte.

Furchtbar.

Suko hockte auf der Bettkante, der Henker stand bewegungslos auf der Schwelle, und beide starrten sich an.

Der eine durch die Augenschlitze in der düsteren Kapuze, der andere mit einem steinern wirkenden Gesicht und Pupillen, die an Steine erinnerten.

Der Henker war gekommen, um zu töten. Suko glaubte nicht daran, dass er die untote Inderin erledigen wollte, diese Gestalt hatte es allein auf ihn abgesehen.

Und das bewies sie plötzlich, als sie den linken Arm hob. Sie wollte Suko die Axt entgegenschleudern.

Wäre er einige Minuten früher erschienen, hätte er Suko wehrlos unter einem Bann stehend erlebt. So aber war der Inspektor wieder bei Kräften und wollte sich nicht töten lassen.

Suko schnappte nach seiner Beretta.

Da geschah es.

Im Eifer des Gefechts hatte er die tote Inderin vergessen. Sie aber sah ihre Chance gekommen, Suko mit dem Todeskuss der Kali zu überrumpeln. Bevor der Inspektor seine Beretta völlig hervorgezerrt hatte, spürte er die Finger als Klammer an seinem Hals und wurde mit einem Ruck auf das verschimmelte Lager gezogen.

Aber noch etwas vernahm er.

Eine Stimme.

Sie gehörte John Sinclair!

***

»Rühr dich nicht, Henker!«

Ich war so leise wie möglich hinter dem Unheimlichen hergeschlichen und zielte mit der Beretta auf seinen nackten Rücken.

Die Combat-Stellung hatte ich eingenommen, war in den Knien leicht eingeknickt, hatte den rechten Arm ausgestreckt und die Waffenhand mit der anderen unterstützt.

Er selbst hatte ebenfalls seinen linken Arm mit der Axt erhoben.

Das sah so aus, als wollte er die Waffe werfen, aber dann hatte ihn mein Befehl erreicht, und ich war gespannt, wie er reagieren würde.

Es gelang mir leider nicht, einen Blick in den dunklen Raum zu werfen.

So wartete ich ab.

Noch tat sich nichts bei ihm. Wahrscheinlich musste er seine Überraschung zunächst einmal verdauen.

Er stand zwischen den beiden Türrahmen wie eine aus einem Felsen gehauene menschliche Gestalt. Nur der Stoff seiner Kapuze zitterte ein wenig, sonst blieb er ruhig.

Noch wartete ich.

Aus dem Zimmer vernahm ich Geräusche. Es waren unnatürliche Laute. Keuchend und ächzend, als würde dort jemand mit einem anderen kämpfen. Möglicherweise mein Freund Suko.

»Jetzt dreh dich um, Killer!« Meine Stimme klang kratzig, als ich den Befehl gab, denn ich hatte wieder an die drei Toten eine Etage tiefer gedacht.

Der Mörder stand vor meiner Mündung, ich hätte in seinen breiten Rücken feuern können, das tat ich nicht.

Der Henker gehorchte.

Welche Motive ihn dabei leiteten, wusste ich nicht. Vielleicht wollte er auch demjenigen ins Auge sehen, den er als Nächsten auf seine Liste gesetzt hatte.

Seine Bewegung wurde nicht überhastet geführt. Beinahe gemächlich drehte er sich, und ich hielt dabei besonders seinen linken Arm im Auge, dessen Hand den Griff der Axt umschloss.

Der Arm blieb in seiner Haltung.

Allmählich entspannte ich mich und war fast locker, als ich ihn endlich von vorn sah.

Viel war nicht zu sehen. Der bloße, mächtige Oberkörper, die Muskeln an seinen Armen und auch an den Beinen, wo sie sich unter dem dünnen Stoff der Hose abzeichneten.

Diese Gestalt war schon ein Koloss. So groß wie ich, aber in den Schultern wesentlich breiter.

»Es ist gut«, sagte ich. »Komm von der Tür weg. Los, Killer, geh auf mich zu!«

Er kam.

Fast stoisch ging er, und ich schritt zurück. Ich wollte ihn in einen anderen Raum locken und ihm dort die Kapuze vom Kopf reißen.

Ob der Henker Furcht hatte und ob er wusste, welche Kugeln meine Waffe barg, war ihm nicht anzusehen. Er ging jedenfalls weiter und erreichte die nächste Tür auf derselben Gangseite. Ich hatte die Öffnung bereits passiert.

»Stehen bleiben!« Meine Stimme klang gespannt. Der Stress in mir verstärkte sich immer mehr.

Er gehorchte.

»Geh in das Zimmer!«

Für einen Moment lief ein Ruck durch seine Gestalt. Wollte er sich weigern?

Nein, er drehte sich nach links, um über die Schwelle zu treten.

Dadurch geriet sein linker Arm mit der Axt aus meinem unmittelbaren Sichtbereich. Dafür sah ich jetzt die lange Klinge, an der noch rote Blutfäden herabliefen.

Im nächsten Moment wurde der Henker zu einem wirbelnden Schatten. Er drehte sich wieder in meine Richtung, aber er setzte nicht sein Schwert ein, sondern die Axt.

Sie sollte mich erwischen!

***

Die Hände der untoten Inderin hatten sich in die dünne Haut des Halses gegraben und wollten Suko die Luft abschnüren. Er lag nicht nur auf dem Bett, sondern auch auf Kalis Dienerin. Er spürte ihren Körper und sah in das schmale Gesicht, das einen verzerrten Ausdruck angenommen hatte.

Lebende Leichen besitzen Kräfte, die allen Menschen überlegen sind. Das wusste Suko. Vielleicht hätte er den Griff durch das Brechen der Finger sprengen können, aber das hätte Zeit gekostet, und die hatte er nicht, denn schon nach wenigen Sekunden spürte Suko, wie schlecht es ihm erging. Der weibliche Zombie hatte sich regelrecht in ihm festgekrallt.

Ein Vorteil allerdings befand sich auf Sukos Seite. Als er zur Seite gerissen wurde, hatte seine rechte Hand die Beretta schon fest im Griff, und auch bei dem plötzlichen Überfall hatte er die Waffe nicht losgelassen.

Er würde schießen, er musste es tun, um sein Leben zu retten.

Während sich der Zombie unter ihm hektisch bewegte und der Modergeruch aus seinem offenen Maul wehte, gelang es dem Inspektor, seine Hand so zu drehen, dass die Beretta-Mündung nach unten zeigte und sich in den weichen Körper der untoten Inderin bohrte.

Suko schoss.

Gleichzeitig hörte er die Detonationen im Gang. Furchtbare Angst um John erfasste ihn, und er sah, wie das Gesicht der Inderin plötzlich versteinerte.

Es wurde starr. Der letzte Ausdruck blieb darin kleben. Es war eine Dokumentation des Hasses. Dann sackte sie zusammen, und die weiße Aura verschwand, die bisher um ihre Gestalt gelegen hatte.

Das aber war nicht mal wichtig.

Für Suko allein zählte, dass sich auch der Griff um seinem Hals lockerte.

Die Finger wurden steif, starr – und schwarz. Zwar befand sich noch der Druck dort, aber die Kuppen drangen nicht mehr tiefer ein, und Suko konnte die Hände von seinem Hals wegziehen.

Sofort rollte er sich zur Seite. Dabei störte es ihn nicht, dass er über die Bettkante rutschte und zu Boden fiel. Wichtig allein war, dass er noch lebte – und wieder Luft bekam. Er drehte sich auf den Bauch, stemmte sich ab und kam so wieder hoch. Ein wenig schwankend blieb er vor dem alten Bett stehen und schaute auf die dort Liegende hinab.

Sie hatte sich verändert.

Das Gesicht war zu einer schwarzen, ölig schimmernden Fläche geworden, in der nur die Augen weiß und rund wie zwei blasse Laternen leuchteten.

Ansonsten war sie erledigt. Das geweihte Silber hatte auch bei diesem Wesen gewirkt.

Suko jedoch ruhte sich nicht auf seinen Lorbeeren aus. Er dachte an die gehörten Schüsse und an seinen Freund John Sinclair, der, ebenso wie der unheimliche Henker, verschwunden war.

***

Ich schoss!

Immer wieder drückte ich ab. Die Angst ließ mich einfach so handeln, denn was kann schlimmer sein als die Schneide einer rasiermesserscharfen Axt?

Ich hatte Todesangst, als ich das Mündungsfeuer wie blasse Blumen leuchten sah und auch noch den fünften Schuss abgab.

Der Henker hatte keiner Kugel entgehen können.

Ich war bei dieser Aktion auf die Knie gefallen. Automatisch hatte ich so gehandelt, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten. Geblendet vom Mündungsfeuer, bekam ich trotzdem mit, wie die Hand mit der Axt nach unten sank und der Henker taumelte.

Er warf die Waffe nicht mehr, und er stieß auch sein Schwert nicht mehr nach mir.

Stattdessen zuckte er unter den zahlreichen Einschlägen zusammen, prallte gegen den Türrahmen und taumelte in den dahinter liegenden Raum.

Nicht allein das Mündungsfeuer hatte mich geblendet. Bei jedem Treffer war genau die Stelle aufgeflammt, die von der Silberkugel getroffen worden war.

Der Henker brannte, und er taumelte noch weiter, bis er endlich zusammenbrach.

Ich sah seinen Körper, wie er sich grotesk drehte, sah, wie der Arm mit dem Schwert noch einmal hochfuhr, als wollte er die Klinge in die Decke rammen.

Ein harter Fall ertönte, der Boden vibrierte.

An der hinter mir entlangführenden Wand stützte ich mich ab.

Mein Gesicht war verzerrt, die Knie weich, aber ich lebte und hatte nicht einen Kratzer abbekommen. Sogar die kleine Lampe brannte noch. Ich hatte sie zu Boden geworfen und nahm sie jetzt wieder an mich.

Aus dem ersten Zimmer torkelte eine Gestalt. An den Umrissen erkannte ich, dass es sich dabei um meinen Freund Suko handelte.

Er hob den Arm wie zum Gruß und fragte mit einer Reibeisenstimme, wie ich sie bei ihm selten gehört hatte: »Alles in Ordnung?«

»Bei mir schon. Und bei dir?«

»Man lebt.«

Das klang nicht sehr optimistisch, und ich setzte noch eine zweite Frage nach. »Was hast du denn?«

»Fast hätte es diese Inderin geschafft, mich zu erwürgen. Sie ist übrigens eine Dienerin der Totengöttin Kali.«

»Auch das noch.«

»Und dein Henker?«

»Ich wollte ihn mir gerade ansehen.«

Wir betraten gemeinsam den Raum. Es war schlimm. Der Henker lebte nicht mehr, das stellten wir sofort fest, denn dort, wo meine Silberkugeln ihn erwischt hatten, sahen wir die pechschwarzen, handgroßen Brandflecken, die wie Röhren in den leblosen Körper hineinstachen. Aus den Löchern krochen dünne, schwarze Rauchfahnen.

Nicht allein meine Kugeln hatten ihn erwischt. Er war während des Falls in die Klinge des Schwerts gefallen, und die Spitze ragte weit aus seinem Rücken hervor.

»Wer kann das nur gewesen sein?«, fragte Suko leise.

»Keine Ahnung. Wir werden es aber sofort haben. Halte mal die Lampe.« Ich drückte Suko die Bleistiftleuchte in die Hand, bückte mich und zerrte an der Kapuze.

Ich musste ein wenig zupfen und ziehen, dann endlich hatte ich sie frei – und prallte mit einem Schrei auf den Lippen zurück.

Im Strahl der Lampe sah ich ein widerliches, grinsendes und hässliches Gesicht, das einem alten Bekannten gehörte.

Dem Teufel!

»Asmodis!« Ich schrie seinen Namen, griff nach dem Kreuz, aber da war der dreieckige Kopf mit dem hässlichen Gesicht schon verschwunden. Der wahre Schädel des Henkers lag voll in meinem Sichtfeld.

Eine Haut wie altes Leder und ebenso brüchig. Sie rieselte zu Boden. Auch die strähnigen, grauen Haare regneten in den Staub.

Das also war das Ende einer langen Rache.

»Okay, John, wir haben es geschafft«, sagte Suko und schaute mir zu, wie ich mich erhob. »Jetzt nehmen wir die drei anderen mit und gehen.«

»Das geht nicht.«

Suko wurde bleich. Er hatte verstanden, schluckte und fragte noch einmal nach. »Sind sie…?«

»Ja, sie sind tot. Alle drei. Der Henker hat seine Aufgabe bis zum Schluss erledigt!«

Ich hatte das Gefühl, als würde Suko zusammenbrechen. Als ich ihn stützen wollte, lehnte er sich gegen die Wand und schüttelte den Kopf. »Nein, John, schon gut. Aber ich trage die eigentliche Schuld am Tode dieser drei Menschen.«

»Wie kommst du darauf?«

Er lachte bitter. »Ich war früh genug da. Viel früher als du. Ich hätte alles verhindern können, doch dieses Mädchen…« Er hob die Schultern. »Kannst du dir vorstellen, John, dass ich mich fast in die Kleine verliebt hätte oder es sogar war?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Es stimmt aber. Sie hat mich aufgehalten, sonst wäre längst alles

klar gewesen. Mein Gott!« Er schlug sich gegen die Stirn und vergrub sein Gesicht in den Händen.

Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, wie es in ihm aussah. Auch mir war es in ähnlichen Situationen nicht anders ergangen. Aber so war das Leben nun mal. Man konnte es leider nicht mit einem Film vergleichen, der ein Happy End hat.

So schön dies auch manchmal gewesen wäre…

ENDE